

Wöchentlich 55 Pf., monatlich 1,60 M.,
im voraus zahlbar. Vollbezug 4,32 M.,
einschließlich 60 Pf. Postgebühren und
12 Pf. Postbefreiungsgeld. Auslands-
abonnement 6.— M. pro Monat.

Der „Vorwärts“ erscheint wochentäg-
lich zweimal, Sonntags und Montags
einmal, die Wochenausgaben für Berlin
und im Handel mit dem Titel „Der
Vorwärts“, illustrierte Beilagen „Welt
und Zeit“ und „Kinderfreund“, „Berliner
Frauenstimme“, „Technik“, „Bild in
die Wälder“, „Jugend-Vorwärts“
und „Stadtbefrag“.

Vorwärts

Berliner Volksblatt

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Donnerstag

25. Dezember 1930

Groß-Berlin 10 Pf.

Auswärts 15 Pf.

Die einseitige Kopierschneide-
50 Pfennig, Reklamewerte 1.— Reichs-
mark. „Kleine Anzeigen“ des ein-
druckes Wort 25 Pfennig (zuletzt zwei
seitgedruckte Worte), jedes weitere Wort
12 Pfennig. Stellengeldes das erste
Wort 15 Pfennig, jedes weitere Wort
10 Pfennig. Worte über 15 Buchstaben
zahlen für zwei Worte. Adressen
Zeile 60 Pfennig. Familienanzeigen Zeile
40 Pfennig. Anzeigenannahme im Haupt-
geschäft Lindenstraße 3, wochentäglich
von 12 bis 17 Uhr.

Redaktion und Verlag: Berlin SW 68, Lindenstr. 3
Herausgeber: Dönhofs 292-297 Telegramm-Adr.: Sozialdemokrat Berlin.

Vorwärts-Verlag G. m. b. H.

Polischkonto: Berlin 37 536 — Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und
Beamten, Lindenstr. 3, Tel. P. u. Tele.-Gef., Depositenk., Jerusalemstr. 63-66.

Eduard David

Der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete
Dr. Eduard David ist am 24. Dezember gegen
2½ Uhr nachmittags im Alter von 67 Jahren ge-
storben. Dr. David litt seit längerer Zeit an einer
Grippe. Der Tod trat durch Herzlähmung ein.

Wie vor zehn Jahren der unvergeßliche Carl Legien,
ist zu diesen Weihnachten Eduard David hingegangen.
Auch er war einer von denen, ohne die man sich die Ge-
schichte der Sozialdemokratie und der modernen Arbeiter-
bewegung nicht denken kann. Seit nahezu vier Jahrzehnten
hatte der gestern Entschlafene in allen Kämpfen der Partei
vorne an der Spitze gestanden und auch in ihren inneren Auseinander-
setzungen eine bedeutungsvolle Rolle gespielt.

Eduard David gehört zu dem kleinen Häuflein von
Kadern, die schon Anfang der neunziger Jahre des
vergangenen Jahrhunderts ihren Durchbruch zum Sozialis-
mus vollzogen hatten. Er war am 11. Juni 1863 in Ediger
an der Mosel geboren, hatte in Gießen und Bielefeld das
Gymnasium, dann wieder in Gießen die Universität besucht
und dort Philosophie und Geschichte getrieben. Schon als
Student dem Sozialismus gewonnen, wurde er zunächst noch
1891 Lehrer am Gymnasium in Gießen, vollzog aber als-
bald seinen offiziellen Eintritt in die Partei und gründete
1893 die „Mitteldeutsche Sonntagszeitung“. Im Jahre 1896 übernahm er die Redaktion der „Mainzer
Volkszeitung“, aus der er jedoch schon im Jahre darauf aus-
schied, um sich der wissenschaftlichen und der parlamenta-
rischen Arbeit zu widmen. Seit 1896 war er Mitglied
der Hessischen Kammer, der er bis 1908 angehörte. In den
Reichstag wurde er 1903 gewählt, er blieb von da ab als Ab-
gesandter der Stadt Mainz oder seiner hessischen Heimat Mit-
glied der deutschen Volksvertretung bis zu seinem Tode.

Es gab eine Zeit, in der es wirklich eine Ehre war, Mit-
glied des Deutschen Reichstags zu sein, weil diesem Parlament
zahlreiche Männer angehörten, die ihm durch geistige Leistung
und Charakter das Gepräge verliehen. Einer von diesen
Männern war Eduard David. Er gehörte zu den großen
Sprechern des Hauses, die anzuhören ein geistiger Genuß und
ein Erlebnis war. So glänzend er auch, wo es sein mußte, zu
improvisieren verstand, zog er es doch vor, sich sorgfältig vorzu-
bereiten, um das Beste zu geben. Da galt kein leeres Schlag-
wort — jedes Argument mußte auf seine wissenschaftliche Be-
ständigkeit aufs schärfste geprüft werden. Der Bund zwischen
Sozialismus und Wissenschaft, den einst Marx
und Bassele geschlossen hatten, wurde in jeder dieser Reden
aufs neue lebendig.

Als die Sozialdemokratische Partei zu Ende des Welt-
kriegs den verzweifeltsten Versuch unternahm, aus dem ver-
wunderten Erbe der Hohenzollern und der Junker das
letzte für das deutsche Volk zu retten, war Eduard David
einer der Berufensten, an dieser Arbeit teilzunehmen. Einem
Beschluss der Reichstagsfraktion folgend, übernahm er im
Kabinett des Prinzen Max von Baden im Auswärtigen Amt
die Stelle eines Unterstaatssekretärs, der gleichbedeutend mit
dem heutigen Staatssekretär war. Als Präsident an die
Spitze der Nationalversammlung berufen — kein Parlament
hatte je einen würdevolleren Vorsitzenden gesehen —, mußte er
sein Amt bald wieder abgeben, weil im Kabinett Not an
Mann war. Zunächst wurde er in der Regierung Scheide-
mann Minister ohne Portefeuille. Wegen der Unterzeich-
nung des Friedens von Versailles traten Scheidemann,
Landsberg, Brodbeck, Rangau und Preuß
zurück. David, der wie fast alle Süddeutschen ohne Unter-
schied der Partei eine Verzögerung des Friedensschlusses für
unmöglich hielt, sprang für Preuß ein und übernahm das
Reichsministerium des Innern der Regierung

Bauer, gab es aber nach einigen Monaten wieder ab, als die
Demokraten ihre Rückkehr in die Regierung vollzogen.

Als Vertreter des Reiches wirkte David in Hessen für
die Interessen seines befestigten Heimatgebietes und hielt



politisch-wissenschaftliche Vorlesungen an der Darmstädter
Hochschule. Aber auch der „verdiente Ruhestand“, in den
er sich nach Zehlendorf bei Berlin zurückgezogen hatte, war
von reißender Arbeit ausgefüllt.

Ueber Davids Aemter und Titel — er war seit Ver-
leihung des Ehrendoktors durch die Universität München
doppelter Doktor — ließe sich noch mancherlei sagen, doch
unendlich wichtiger als alle Äußerlichkeiten ist die geistige
Wirkung, die von ihm innerhalb der Partei ausgegangen ist.
War er doch einer der bedeutendsten Vorkämpfer jener
geistigen Bewegung, die man als „revisionistisch“ bezeichnete,
während ihre Führer selbst es vorzogen, sich Reformisten
zu nennen.

Eduard Bernstein hatte es unternommen, den
Marxismus unter Benützung neuerer Forschungsergebnisse
kritisch weiter zu entwickeln. In einer Reihe von Aufsätzen,
die er 1898 in der „Neuen Zeit“ hatte erscheinen lassen,
brachte er seine neugewonnenen Auffassungen zu program-
matischem Ausdruck. Die dadurch hervorgerufene Partei-
diskussion fand einen Höhepunkt in der sogenannten
„Bernstein-Debatte“ des Parteitages von Han-
nover im Jahre 1899. Bebel hielt eine von seinem leidens-
chaftlichen Temperament getragene Rede, in der er sich mit
seinem alten Freund scharf auseinandersetzte. Aber wer
sollte ihm antworten? Bernstein lebte noch in London im
Exil!

Da war es Eduard David, der damals Sechsdreißigjährige,
der in die Bresche sprang und in einer groß
angelegten Rede Bebel entgegentrat. Er bestritt auf das
entschiedenste, daß der „Bernsteinianismus“ eine Ver-
wässerung der sozialistischen Grundsätze bedeutete, er erblickte
vielmehr in ihm einen Fortschritt über die bisherige Theorie
und Praxis der Partei hinaus. David schloß unter den
folgenden Sätzen, die auch heute noch lesenswert sind:

Die Bernsteinsche Schrift bricht also nicht mit dem ökonomischen
Prinzip der Sozialisierung, sie läuft im wesentlichen darauf hinaus,
eine höhere prinzipielle Bewertung der Gegen-
wartsarbeit auszusprechen. Wir haben die Gegenwartsarbeit
ja auch heute ohne die höhere Bewertung reiflos befolgt, aber es
ist doch ein Unterschied, ob man in dieser Arbeit nur „Palliativ-
mittel“ oder Grundsteine zu dem großen Gebäude der Zukunft sieht.
Ich weise entschieden alle Versuche zurück, Bernstein oder mir nach-
zufolgen, daß wir auf die politische Bewegung nicht genug Gewicht
legen, daß wir etwa glauben, nur mit den Gewerkschaften
oder Genossenschaften sei es zu machen. Nein, das glauben
wir nicht. An alle drei Gebiete, gewerkschaftliche, genossenschaftliche
und politische Bewegung, soll der Hebel angelegt, diese Dreifaltigkeit

soll hochgehalten werden. Dann erst wird die ganze Kraft entfaltet
werden können....

Wenn Sie von diesem Gesichtspunkte aus Bernsteins Schrift
betrachten, so müssen Sie mir zugeben, wenn ich sage: Bernsteins
gibt uns mehr, als er uns nimmt. Gerade durch die höhere
Bewertung der Gegenwartsarbeit wird die Zuversicht gesteigert, daß
schon jetzt innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsform die
Verteilung des Wertprodukts ganz wesentlich zugunsten der
Arbeiterklasse zu beeinflussen ist. Und diese Zuversicht ist ein
belebendes Moment in unserem Kampf; im politischen, ge-
werkschaftlichen und genossenschaftlichen. Und dieses belebende
Element, diese Zuversicht, diese höhere Bewertung wird uns zur
Eroberung der politischen Macht und zu allem, was kommen mag
und kommen wird, auch förderlich sein. Ich habe an einer anderen
Stelle bereits meine Ansicht dahin zusammengefaßt: Hoch das
Banner der Hoffnung, nicht nur auf eine bessere Zukunft, sondern
vor allem und in erster Linie auch auf eine bessere Gegenwart.

Seitdem hat es keine prinzipielle Debatte auf sozialdemo-
kratischen Parteitagen gegeben, in der nicht David seine scharfe
Klinge im Kampf für seine Überzeugungen geführt hätte.
Aber die vollendete Ritterlichkeit seiner Kampfesweise und die
von jedem anerkannte Reinheit der Gesinnung ließen persön-
liche Gegensätze nicht aufkommen.

War David schon als Süddeutscher geneigt, den Klassen-
gegensatz weniger scharf zu empfinden, als man es im rauhen
Nord gewohnt war, so kam noch ein Zweites dazu, um ihn
zum „Reformisten“ zu machen: das war die Beschäftigung mit
den ländlichen Verhältnissen seiner Heimat. David sah ein
Bauerntum, das fest an seiner Scholle hing, in zäher
Arbeit seinen Unterhalt gewann und gar nicht daran dachte,
sich vom Kapital oder vom Großgrundbesitz aufsaugen zu
lassen. Als einer der ersten in der Partei — neben Boll-
mar u. a. — sah er die Bedeutung der Agrarfrage und
vertiefte er sich in ihr Studium. Frucht davon war die be-
deutende Schrift „Sozialismus und Landwirtschaft“, die im Jahre 1903 in erster Auflage, 1922 in zweiter
erschien.

In dieser Schrift fundamentierte David wissenschaftlich
seine Auffassung, daß das Bauerntum berufen sei, einen
dauernden Bestandteil der Gesellschaft zu bilden und daß es
als solches erhaltungsfähig und erhaltungswürdig sei. Erst
von der Solidarität der arbeitenden Menschen in Industrie
und Landwirtschaft, erst von der Annäherung der Gegensätze
zwischen Stadt und Land erwartete er den Sieg des Sozial-
ismus.

Der Sieg des Sozialismus — niemand sage, daß Davids
Herz an diesem Ziel weniger leidenschaftlich gehangen als das
irgend eines anderen! Im Grunde ist er stets derselbe ge-
blieben, der er damals war, als er die Sicherheiten elmer
Beamtenaufbahn hinwarf, um für karglich unsicheres Entgelt
der Sache der Arbeiterbewegung zu dienen. Daß Leidenschaft
in seinem Herzen brannte bis ins hohe Alter hinein, wissen
alle, die ihn näher kannten — wissen besonders auch die Mit-
glieder des Auswärtigen Ausschusses des Reichstags, die erst
vor wenigen Wochen seine Rede gegen die National-
sozialisten gehört haben. David hatte die Reaktion in
ihrer neuesten Maske erkannt, Kampf gegen sie in Rede und
Schrift wurde der Inhalt seines Lebens, bis ihn die tödliche
Krankheit niederwarf. Es gab keinen besseren Deutschen als
ihn — darum war er ein internationaler Sozialist.

Auch er, der an diesem Weihnachtstag kalt und starr auf
der Bahre liegt, war ausgezogen, ein Heilbringer der
Bedrängten zu werden. Auch er hat die Erfahrung
machen müssen, daß die Kraft einzelner, ja ganzer Gene-
rationen nicht ausreicht, all das Unrecht und all das Unheil
wegzuräumen, das in Jahrtausenden aufgehäuft worden ist.
Daß er, ein illusionsloser Wissenschaftler, keinen Augenblick
schwankte, treu blieb, weiter kämpfte, macht seine Größe aus.
Alle späteren Zeiten werden ihn als einen von denen nennen,
die den Kämpfern um eine bessere Zukunft des Menschen-
geschlechts Fackel und Fahne vorantrugen.

Weihnachten 1930.

Kampf und Frieden.

Von Adolf Grimme.

Nach „Frieden auf Erden“ sieht es nicht gerade aus in diesem zu Ende gehenden Jahr 1930, weder draußen außerhalb der Landesgrenzen, noch im deutschen Innern. Man kann umgekehrt schon kaum noch eine Zeitung in die Hand nehmen, ohne daß der Blick auf eine Nachricht fällt, die über blutige Zusammenstöße von Deutschen mit Deutschen zu berichten weiß. Und wenn vor kurzem der Vertreter einer angesehenen englischen Zeitung in einem Gespräch die Aeußerung getan hat, während des ganzen Krieges habe man in England die Deutschen nicht so mit Schimpfwörtern überhäuft, wie es heute die Deutschen untereinander täten, dann müssen wir mit Scham und Schmerz gestehen, daß er nicht übertrieben hat.

Dabei blickt nun schon seit 2000 Jahren die Menschheit wie gebannt gerade auf das Wort aus der Weihnachtsbotschaft am sehnlichsten, das den Menschen, wenn sie nur guten Willens sind, den Frieden auf der Welt verheißt. Wie klaffen Sehnsuchtsbild und Alltagszustand auseinander! Sollte, wer den Frieden will, da nicht den Mut verlieren und denen recht geben, die nichts mehr davon hören wollen, wenn jemand von einer fortschreitenden Entwicklung der Menschheit zu einer höheren Stufe der Kultur spricht? Sieht es nicht wirklich so aus, als sei doch all unser Tun umsonst? Das gerade ist der Irrtum: das Tun ist nie umsonst; vergeblich ist das bloße Warten. Und wir sind doch nur darum vom Ziel so unendlich weit entfernt, weil wir Menschen auf den Frieden viel zu sehr nur gehorcht und nur gehofft und immer nur gewartet haben wie auf ein Geschenk, das der Menschheit eines guten Tages von irgendeinem Wundermann auf den Weihnachtsgabeln gelegt werden würde. Jedoch der Friede kommt nicht als Wunder und nicht von selbst. Wenn einmal Friede wird auf Erden, dann ist er Frucht des Kampfes.

So also dennoch Kampf? Wie läge das im Sinn der Weihnachtsbotschaft? Als wenn das, was der Nazarener wollte, den Kampf ausschloße! Das genaue Gegenteil ist richtig: das Evangelium fordert Kampf. Und wir wären dem Frieden sicher längst ein gut Teil näher, wenn die Menschen nicht immer wieder über den weichen Jügen im Bild des Nazareners, über dem „sanften Sämannen“ und dem „milden Hirten“ den Helden in ihm übersehen wollten, der unerbittlich war, wo es um seine Sendung ging, und der hart zugegriffen hat, wenn es sein Wort galt. Rag diese Gestalt nun Geschichte, Legende, Mythos, Sage oder was auch immer sein, so viel ist sicher, daß so, wie dieser Mann uns im Neuen Testament entgegentritt, er ein menschliches Verhalten in sich zur Darstellung gebracht hat, das in ihrem ganzen Sein ein Wagnis war. Er mußte, was Einsatz der Person heißt. Der Sohn des Zimmermanns aus Nazareth hat stets den Kampf für die Idee befohlen. Er ist ihm niemals ausgewichen. Ja, wie er einmal die Beschler und die Schieber aus dem Tempel peitschte, da hat er sich in diesem Kampf sogar des Mittels der Gewalt bedient. Er wollte die Welt nicht lassen, wie sie ist. Sein ganzes Wesen atmete die Ueberzeugung, daß wir nicht auf der Welt sind, weil sie gut sei, sondern daß sie besser werde. Was hätte schließlich auch die Geschichte für einen Sinn, wollten wir die Schöpfung ansehen als einen einzigen und nur einmal in unvorstellbaren Zeiten geschehenen Vorgang und nicht vielmehr als einen Prozeß, an dessen Vollendung der Mensch zur Mitarbeit berufen ist. Solange nicht die Schöpfung vollendet ist, darf niemand um des „lieben Friedens“ willen die Hände in den Schoß legen, sondern muß in der Welt den Rohstoff sehen, der ihm zur Mitarbeit und zur Gestaltung zugeteilt ist.

Oder ist es etwa gut und muß als Zustand der „Vollendung“ hingenommen werden, wenn, um ein vielgenanntes Beispiel auch an dieser Stelle anzuführen, in Europa Menschen hungers sterben, in Südamerika aber die Maschinen mit Mais geheizt und in Brasilien Zehntausende von Säcken mit Kaffee verbrannt werden? Was wäre das für eine grauenhafte Sinnlosigkeit, wenn es ewig so sein müßte, daß die Rücksicht auf den Weltmarktpreis im Wirtschaftsleben von größerer Bedeutung ist als die Rücksicht auf das Leben eines Menschen oder ganzer Völker! Es kann doch nicht als eine für alle Ewigkeit stabilisierte Ordnung angesehen bleiben, daß sich Millionen Menschen nach vollbrachtem Tagewerk in Winkeln und in Kellern und Kriechen niederlegen müssen, und daß anderen Millionen noch nicht einmal dies Tagewerk, das ihrem Leben einen Sinn zu geben vermöchte, beschieden ist. Wer das für in der Ordnung hält und wer nicht sieht, daß er für eine Uenderung zum Kampf antreten muß, der freilich wird in seinem ganzen Leben nicht begreifen, was Sozialismus ist und will. Der Sozialismus ist das Gegenteil von der „versuchten Zufriedenheit“ des Bürgers, die schon Passate gegeben hat. Der Sozialismus ist die Einsicht in das sittliche Muß einer bewußten Durchorganisation der Weltwirtschaft. Der Sozialismus ist das Handeln aus der Ueberzeugung, die sich in dem Kampfer ausspricht: „Vom Elend uns erlösen können wir nur selber tun.“ Und das ist nun das immer wieder Uebersehene und immer erneut Bestrittene, daß, wenn sich irgendeine Weltanschauung mit der Botschaft des Nazareners im Innersten verträgt, es dann die ist, die ernst macht mit der Forderung, daß auch im Wirtschaftsleben der Geist der Solidarität regiert und nicht die Rücksicht auf das Ich das Tun bestimmt. Wohl sei es zugegeben, daß das Evangelium nicht eine bestimmte Form vorschreibt, in die der Mensch die Wirtschaftsform überleiten sollte. Ganz außer Zweifel aber steht doch zweierlei:

Wenn auch das Evangelium auf die Gesinnung und deren

Wandlung abzielt, so darf doch nicht vergessen werden, daß nun nicht hier die Gesinnung und da die Welt ist, gleichsam als wenn die Welt mit ihren Lebensformen und die Gesinnung des Menschen zusammenhanglos nebeneinander herläufen. Was wäre das für eine Gesinnung, die sich nicht auch einen Ausdruck schafft! Ist es nicht vielmehr so, daß wir die Haltung und Gesinnung eines Menschen sogar erst dann erfassen, wenn sie Ausdruck in einer Handlung und in einem objektiven Werk geworden ist? Wo immer wir einer „Form“ begegnen, da ist sie Ausdruck einer ganz bestimmten Haltung zur Welt. Der, der die Schieber aus dem Tempel jagte, hat im Innersten erlebt, daß es eben nicht angeht, sich auf die bloße Gesinnung zurückzuziehen, wenn man auf eine Form des wirtschaftlichen Lebens stößt, die das Gegenteil von dem zum Ausdruck bringt, was gut und rechtens wäre. Das ist das eine. Und das andere, das außer Zweifel steht, ist, daß sich keine Wirtschaftsform mit Sinn und Geist der Bergpredigt verträgt, die auf dem Fundament des Egoismus ruht. Wenn es richtig ist, wie man immer wieder zur Stütze des kapitalistischen Systems anführt, daß man, wenn die Wirtschaft blühen sollte, die Rücksicht auf den eigenen Profit stets mit in Rechnung stellen müsse und wenn man damit sagen will, daß in diesem selben kapitalistischen System der Egoismus ein konstitutives, also unaufhebbares Merkmal sei, dann müßte eigentlich für den, der aus dem Geist des Evangelismus heraus das Ungesetzte der Welt verändern möchte, das eine vorzeichnet sein: daß er nicht länger Bergpredigtgeist und das System des Kapitalismus für vereinbar hält. Sozial sei angedeutet, um ein Fragezeichen hinter die Behauptung zu setzen, hinsichtlich der Wirtschaft verhalte sich das Evangelium neutral.

Wir Sozialisten bilden uns nun freilich ganz und gar nicht ein, daß bei Veränderung der Wirtschaftsform nun auch die Menschen automatisch besser würden. Um das auch noch zu sagen: das ist nicht entscheidend. Von Wesen ist vielmehr, daß in der Wirtschaftsform des Sozialismus der Mensch nicht mehr gezwungen ist zur Rücksichtnahme auf den eigenen Profit wie jetzt, wenn er im Konkurrenzkampf nicht erliegen will. Auch in der Wirtschaftsform des Sozialismus wird der Egoismus der einzelnen nun nicht mit einem Schläge ausgeräumt sein; worauf es ankommt, ist, daß eine Form der Wirtschaft in die Welt gestellt wird, in der niemand um des nackten Lebens willen ein Egoist sein muß, der es nicht sein will.

Für dieses Ziel zu kämpfen ist Pflicht, und Friede darf nicht sein, bis dieses Ziel erreicht ist. Denn „diese Welt ist keine Lustpfelgerung“, wie es Tolstoi mit den Worten eines alten, weisen gewordenen Mannes ausspricht: „Sie ist“, fährt Tolstoi fort, „kein bloßes Taf der Prüfungen und des

Uebergangs zu einer besseren ewigen Welt; sie ist eine der ewigen Welten, die wir für die, welche mit uns leben, und für alle die, welche nach uns darin leben werden, nicht nur schön und fröhlich machen können, nein, schön und fröhlich machen müssen“.

So ist nicht das schon das Betrübliche, daß überhaupt Kampf ist und sein muß. Auch macht das nicht schon Sorge, wenn in diesem Kampf gelegentlich einmal die Hand ausrutscht. Auch Christus hat die Beschler aus dem Tempel hinausgepeitscht. Erst recht ist nicht schon das ein Anlaß zur Bekümmernis, daß in der deutschen Jugend Bereitschaft da ist, an die sie glaubt, mit allen Kräften der Seele und des Leibes einzustehen. Was niederdrückt, ist erst dies von niemand zuvor für möglich gehaltene Zurückgleiten weiter Kreise unseres Volkes noch hinter alle Anfänge der Kultur, wenn sie körperliche Argumente den geistigen und seelischen für überlegen halten und zu feige sind, den Kampf zu führen ausschließlich und allein mit Waffen des Gewissens und des Geistes. Wer den Vorrang der Auseinandersetzung mit seelischen und geistigen Waffen gegenüber aller politischen Kauferei und gegenüber allen körperlichen Argumenten verkündigt, der tut das nicht aus Feigheit, nicht aus Furcht vor der Gewalt; er tut es aus der schlichten Ueberzeugung, daß auf die Dauer untölpeliche Waffen allen körperlichen überlegen sind.

Wir wissen nicht, was uns das nächste Jahr bringt. Das Elend der Arbeitslosigkeit heult durch die Straßen. Und wenn es Sinn des Lebens für den Menschen ist, am Bau der Schöpfung mitzuwirken, dann ist die größte Not der Arbeitslosigkeit nicht nur der Hunger, sondern die Unmöglichkeit, daß jeder, der von der Arbeit abgeriegt ist, darauf verzichten muß, das eigene Dasein zu erfüllen mit einem Sinn. Und darum wissen wir das eine dennoch, daß eine Wirtschaftsordnung kommen muß, die jedem Menschen nicht nur ein Minimum der Existenz zusichert, sondern ihm die Möglichkeit eröffnet, durch Arbeit zur Erfüllung seines Lebenssinns zu kommen. Wir müssen um dieses Zieles willen kämpfen, und es darf nicht Ruhe werden in der Welt, bis dieses Ziel erreicht ist. Wer diesen Willen zur Idee hat, der ist immun dagegen, jemals ein saturierter Bürger oder resignierter Weltverächter zu werden. Dem fehlt aber auch das Verständnis für jene „Religion der bloßen Innerlichkeit“, die sich so in das Innerste ihrer Träger verkrüppelt, daß sie nicht umgestaltend in die Welt hineinwirkt. Wenn es wirklich Ernst ist mit der Weihnachtsbotschaft, der wird kämpfen, bis als Frucht des Kampfes den Menschen das bescheidet ist, was die Weihnachtsglocken als Sehnsucht in die Welt hinein erklingen lassen: Friede auf Erden für Mensch und Volk und Völker, so sie guten Willens sind!

Papst gegen Nationalismus.

Weihnachtsrede vor den Kardinälen.

Rom, 24. Dezember. (Eigenbericht.)

Der Papst hielt am Mittwoch vor den Kardinälen, die ihm Weihnachtswünsche überbrachten, eine Weihnachtsrede. Sie enthielt unter anderem die seit langem vom Papst erwartete Verurteilung des Nationalismus und der Kriegsdrohungen.

Einleitend sprach der Papst von der ungeheuer schweren Wirtschaftslage und der überall verbreiteten Arbeitslosigkeit. Sie raube vielen Arbeitern und ihren Familien das nötige Brot. Dieser Zustand lasse immer dringlicher eine Besserung der sozialen und internationalen Ordnung notwendig erscheinen. Sie müsse auf größerer Gerechtigkeit und Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Völkern beruhen, statt des gegenwärtigen Kampfes. Er (der Papst) wünsche der ganzen Welt den Frieden, aber es müsse der Frieden Christi sein und nicht einer, der nur auf einem „sentimentalen, verworrenen und äußerlichen Pazifismus“ beruhe. Es müsse ein Frieden der allgemeinen Gerechtigkeit sein. Aber schwieriger, um nicht zu sagen unmöglich, sei es, daß Frieden zwischen Völkern und Staaten herrsche, wenn anstatt wahrer und natürlicher Vaterlandsliebe ein egoistischer, harter und rücksichtsloser Nationalismus herrsche, der gleichbedeutend sei mit Haß und Reid, anstatt des gegenseitigen Wohlwollens.

Am Schluß seiner Weihnachtsbotschaft kündigte der Papst eine neue päpstliche Enzyklika über die christliche Ehe im Zusammenhang mit den neuen Bedürfnissen und der Umordnung von Familie und Gesellschaft an.

Wie die meisten Kundgebungen, die vom Vatikan ausgehen, ist diese Papstrede nicht zuerst an die Gläubigen in Italien gerichtet. Insofern richten sich ihre Verdammungsworte gegen den „egoistischen, harten und rücksichtslosen Nationalismus“ an die Adresse Mussolinis, der diese Art von Nationalismus zum Grundgesetz der faschistischen Politik erhoben hat.

Darüber hinaus wendet sich der Papst als Oberhaupt der gesamten katholischen Welt auch an die Katholiken der übrigen Länder. Wird seine Mahnung befolgt werden? Sind nicht gerade die französischen Katholiken seit jeher in ihrer großen Mehrzahl identisch mit den verbohresten Militaristen und Chauvinisten? Und können die deutschen Katholiken mit gutem Gewissen von sich behaupten, daß sie dieser Mahnung nicht bedurften? Gerade in der Außenpolitik macht neuerdings sogar das Zentrum die bedenklichsten Konzeptionen an die nationalstaatliche Ideologie. Auch innerpolitisch ist der Trennungsschritt zwischen Katholizismus und Nationalismus in Deutschland noch keineswegs so deutlich gezogen, daß man sagen könnte, die päpstliche Mahnung berühre seine Gläubigen in Deutschland nur wenig. Das Beispiel des Bischofs von Mainz, der die Zugehörigkeit von Katholiken zur Hitler-Partei mit den schärfsten kirchlichen Drohungen unterjagt, ist bisher von keinem anderen deutschen Kirchen-

fürsten befolgt worden, so daß unzählige Katholiken dem zügellosesten Nationalismus huldigen und den Revanchekrieg unbedenklich predigen dürfen.

Man darf nun gespannt sein, ob es nach dieser deutlichen Warnung des Oberhauptes der katholischen Kirche anders werden wird. Je nachdem wird man seine Schlüsse über die Art ziehen müssen, wie der deutsche Zweig der römischen Kirche den „Frieden Christi“ auffaßt und ob und inwieweit die Theorie der Bergpredigt mit der politischen Praxis in Einklang gebracht wird.

Razi-Weihnachten.

Offener Aufruhr. — Sturm auf eine Polizeiwache.

Stuttgart, 24. Dezember. (Eigenbericht.)

Im Verlauf einer Weihnachtsfeier der Nationalsozialisten in Bülkingen kam es zu schweren Ausschreitungen. Gegen 2 Uhr nachts sah sich die Ortspolizei genötigt, zwei Nationalsozialisten wegen Ruhestörung zur Festhaltung ihrer Person auf die Polizeiwache zu bringen. Darauf stürmten die Rasis die im Rathaus befindliche Polizeiwache und befreiten die Gefangenen unter Tätlichkeiten gegen die Beamten.

Kommunistische Demonstrationen.

Der Weihnachtszauber der SPD.

In Chemnitz und Hannover fanden gestern kommunistische Demonstrationen statt. In beiden Städten mußte die Polizei eingreifen, doch ist es zu ernstesten Zwischenfällen nicht gekommen.

Bombenleger in Freiheit.

Haftentlassung Herbert Volds.

Kiel, 24. Dezember.

Wie die Justizpressestelle mitteilt, hat der Straßsenrat des Oberlandesgerichts Kiel heute den Haftbefehl gegen den im Großen Bombenlegerprozeß zu Zuchthaus verurteilten Herbert Vold wegen Haftunfähigkeit aufgehoben.

Johannes Rehmke gestorben. Nach kurzem Leiden ist gestern abend in Marburg der Rektor der deutschen Philosophie (Seheirat) Professor Dr. Johannes Rehmke im Alter von 84 Jahren gestorben. Professor Rehmke wurde in Quedlinburg geboren, studierte in Kiel und Zürich Theologie und Philosophie und wurde dann Lehrer an der Kantonschule in St. Gallen. Er habilitierte sich 1884 in Berlin und ging dann nach Greifswald, wo er 1898/99 Rektor der dortigen Universität war. Seit 1921 wohnte er in Marburg.

Kahr pensioniert.

Ein Ruhestand — aber kein wohlverdienter.

München, 24. Dezember.

Der Präsident des Bayerischen Verwaltungsgerichtshofes, Staatsrat Dr. Gustav v. Kahr, tritt am 1. Januar wegen Erreichung der Altersgrenze in den dauernden Ruhestand. Dr. v. Kahr war von März bis September 1921 bayerischer Ministerpräsident, Minister des Innern und Minister des Aeußeren, und vom September 1923 bis Februar 1924 Staatskommissar für Bayern. Oktober 1924 wurde er zum Präsidenten des Verwaltungsgerichtshofes ernannt.

Das dunkelste Kapitel der bayerischen Geschichte in der Nachkriegszeit trägt die Ueberschrift Kahr. Es war die Zeit vor dem Hitler-Putsch. Das System Kahr bezeichnete die amtliche Begünstigung des Rechtsbruchs und des Hochverrats, die Auflösung der Rechtsicherheit und die politische Korruption der bayerischen Justiz. Mörder wurden nicht nur nicht bestraft, sondern von bayerischen Beamten begünstigt.

Das System Kahr war die Vorbereitung der Auflösung Bayerns aus dem neuen Reich, der offenen Rebellion gegen die Reichsgewalt. Das System Kahr hat die nationalsozialistische Partei großgezogen.

Nach dem Hitler-Putsch und noch vielmehr nach dem Hitler-Prozess, der die zweideutige Rolle Kahrs hell beleuchtete, war Kahr ein politisch toter Mann.

Dah dieser Mann, dessen System auf dem Rechtsbruch beruhte, nach dem Putsch zum Präsidenten des Bayerischen Verwaltungsgerichtshofes ernannt wurde, ist von allen streng rechtlich und verfassungsmäßig Denkenden als offener Hohn empfunden worden.

Kahr wird pensioniert. Wir erinnern daran, daß Johannes Hoffmann, der vor wenigen Tagen gestorben ist, der Ministerpräsident Bayerns bis zum Kapp-Putsch, im Gegensatz dazu von der bayerischen Bürokratie mit Hochverrat verfolgt worden ist!

Der Offiziersbund für den Hochverrat.

Der Chef der Heeresleitung und die Ludin-Spende.

Der nationalsozialistische „Freiheitskampf“ veröffentlicht folgenden offenen Erlass des Chefs der Heeresleitung vom 17. November 1930:

Der Deutsche Offiziersbund hat durch Schreiben an alle Offiziersregimentsovereine aufgefordert, sich an einer Ludin-Spende zu beteiligen. Die vom D.O.B. einzusammelnde Spende soll den drei in Belgien abgeurteilten ehemaligen Offizieren Ludin, Scheringer und Wendt nach Verbüßung ihrer Strafe zugute kommen. Die durch das Reichsgericht zu Dienstentlassung verurteilten Offiziere werden in dem Schreiben des D.O.B. als „Kameraden“ bezeichnet. Für das Heer steht die vom höchsten Gericht des Reiches ausgesprochene Dienstentlassung absolut dem „schlichten Abschied“ früherer Zeiten gleich. Für das aktive Offizierskorps handelt es sich also um ehemalige Kameraden, die wegen eines schweren Vergehens gegen die Disziplin mit der Ehrenstrafe der Dienstentlassung bestraft sind, nicht um jetzige Kameraden. Ich habe mich über die Verschiedenheit vorliegender Auffassung mit dem Herrn Bundespräsidenten des D.O.B. ausgesprochen. Ergänzung von Hitler hat hierbei darauf hingewiesen, daß mit der Aufforderung zur Spende eine Stellungnahme gegen das Urteil des Reichsgerichtes nicht beabsichtigt war. Eine Stellungnahme gegen die Auffassung der Heeresleitung, daß die „fristlose Entlassung aus dem Heere“ und „Dienstentlassung“ durch Gerichtsurteil dem schlichten Abschied früherer Zeiten gleichzustellen sei, hätte für den D.O.B. nicht in Frage kommen können, da die Auffassung der Heeresleitung ihm nicht bekannt war. General von Hutier hat sich dankenswerterweise einverstanden erklärt, derartige Fragen in Zukunft stets in gegenseitigem Einvernehmen zu behandeln. Ich erlaube die Offiziersregimentsovereine, denen aktive Offiziere angehören, durch diese hiermit in Kenntnis setzen zu lassen und im übrigen Vorstehendes allen Offizieren des Heeres bekanntzugeben.

gez. Frh. v. Hammerstein, General der Infanterie.

Der Chef der Heeresleitung hat also mit den ehemaligen Offizieren, die für Hochverrat gefasst haben, ein Kompromiß von der Art des Vergleichs Birich-Brick geschlossen.

Wer der Deutsche Offiziersbund ist, geht aus seiner Stellungnahme für Hitler gegen Mücke hervor. Im übrigen kann dieser Erlass die Stellungnahme des Offiziersbundes für die nationalsozialistische Zerlegung der Reichswehr nicht abschwächen.

Sowjetrussische Delikatessen.

Echte Inflationspreise für Lebensmittel.

In allen Stadtteilen Moskaus sind jetzt staatliche Geschäfte eingerichtet, in denen Lebensmittel ohne Karten und ohne Mengenbegrenzung abgegeben werden. Rufe und Wurst kosten dort jedoch pro Kilogramm 20,80 R., eine Büchse Gemüße- oder Obstkonserve 10,40 R., Butter 31,20 R. Es handelt sich um Waren, die auf Karten überhaupt nicht oder, wie Butter, nur an Kinder in sehr geringen Mengen von einigen hundert Gramm abgegeben werden.

Diese Geschäfte nennen sich beziehungsweise Delikatesshandlungen, obwohl darin nur gewöhnliche Volksnahrung zu finden ist. Die Preise sind jedoch so hoch, daß Menschen mit Durchschnittseinkommen nicht dort kaufen können. Unter der Fassung „Mobilisierung der Mittel der Bevölkerung“ macht der Staat somit dem Lebensmittelmangel am freien Markt mit seinen durchschnittlich 10 Mark über den staatlichen Festpreisen für rationierte Lebensmittel liegenden Forderungen erfolgreichen Wettbewerb.

In diesen Preisen kommt im übrigen die neue russische Inflation zum Ausdruck.

Die Budapester Gemeindevwahl.

Der Erfolg der Sozialdemokraten.

Budapest, 24. Dezember. (Eigenbericht.)

Nach der amtlichen Feststellung haben bei den Gemeindevwahlen die Sozialdemokraten 38 Mandate und von insgesamt 284 200 abgegebenen Stimmen 73 563 Stimmen, also 27 Proz., erhalten. Die amtliche Meldung behauptet, daß die Christlich-sozialen mehr Stimmen erhalten hätten, gibt aber nur die runde Zahl von 73 000 an.

So war Weihnachten in der Kriegszeit.



Der „Einsparungsbaum“, zweites Lichtersparnis am lieblich empfohlen.



Die Festgeschenke: Papierhemd und Holzsandalen.



Junger „Sackvogel“, der verbreitetste Festbraten wurde so erlegt.



Und darum brauchen wir zu Weihnachten 1930 kriegsbeherische Filme!

Solidarität der Weißen zerbricht —

vor dem Zusammenbruch der Weltpreise / Von der Lordskabine ins Zwischendeck.

Singapore, im Dezember. (Eigenbericht.)

Die Folgen des lediglich auf den Tag eingestellten Systems der Kolonialwirtschaft, die im Glauben an eine ewige Fortdauer ihrer Vorkehrungen der europäischen kapitalistischen Wirtschaft zurückgriff, beginnen sich in einem ihrer wichtigsten Zentren furchtbar zu zeigen, und die Gefahr besteht, daß die Krise sich von hier aus weiter fressen und die Schwierigkeiten der internationalen Wirtschaft noch weiter vermehren wird.

Eine der reichsten und der blühendsten Besitzungen des britischen Weltreichs, die Straits Settlements, die durch den Namen Singapore symbolisiert werden, sind augenblicklich der

Schauplatz einer ökonomischen Katastrophe, die in der Geschichte des Landes unerreicht

ist. Sie hat ihre Ursache in der völligen Stagnation der einzelnen Industrien dieses Gebiets, der Gummipflanzung und dem Zinnbergbau. Der Umfang und die Folgen der Katastrophe hätten vermieden werden können, wenn die Gummikönige und Zinn-gewaltigen, die in der guten Zeit im Golde schwammen, etwas mehr Einsicht und Weltblick gezeigt hätten. Sie haben ihre Riesengewinne teils in riesigen Reuanlagen festgelegt, teils im Privatleben verpraselt. Ihr schlechtes Beispiel hat auf ihre europäischen Angehörigen korumpierend gewirkt, so daß jetzt Arbeitgeber wie Arbeitnehmer aus Mangel an Reserven dem Nichts gegenüberstehen. Die glücklicheren von ihnen, die sonst wie Vords in den Dugustablinen der Indienpanzer ihre Europareisen gemacht haben, haben diesmal

als Zwischendeckpassagiere die Heimat aufgesucht.

während die Mehrzahl von ihnen das furchtbare Schicksal des in den Tropen gestrandeten weißen Mannes erlebt, in die Tiefe des eingeborenen Proletariats herabgedrückt zu werden. Familien, die bisher in eleganten Villen des europäischen Viertels, umgeben von einer kleinen Armee farbiger Diener, gelebt haben, haufen jetzt wie Parasiten in elenden eingeborenen Logierhäusern von Singapore, Penang und anderen Städten der malayischen Halbinsel. Ein Schicksal, das nach den unerbittlichen Befehlen des Fernen Ostens den gesellschaftlichen und moralischen Tod des Europäers bedeutet.

Die Zahl der auf diese Weise aus der Bahn geworfenen Weißen wird auf mehrere Tausende beziffert. Diesem plötzlichen Zusammenbruch gegenüber hat die als höchstes Gesetz proklamierte

Solidarität der Europäer um des Rassenprezesses willen kläglich versagt.

Da die Regierung weder über Hilfsfonds verfügt noch eine organisierte Arbeitslosenunterstützung vorhanden ist, hat sie sich zu einer sehr bescheidenen Aktion aufgeschwungen und drei Militär-lager zur Verfügung gestellt, in denen wenigstens ein Teil der Leidenden untergebracht ist und auch gespeist wird. Darüber hinaus verhalten sich die lokalen Behörden in dieser schwierigen Situation vollkommen hilflos und ihre Passivität wird von der lokalen Presse wütend kritisiert. Anstatt wenigstens einen Teil der technisch erfahrenen, sprach- und landeskundigen Menschen bei öffentlichen Arbeiten zu verwenden, werden für diese Zwecke weiter Leute aus der Heimat unter dem Aufwand großer Spesen herangeholt.

Unter den foribigen Arbeitern hat eine Massenflucht eingesetzt. Ganze Schiffsladungen von Menschen sind nach Indien und Java abgegangen, wo die Lage zwar auch nicht glänzend, aber doch nicht ganz so verzweifelt ist. Im Oktober haben wir nicht weniger als 25 000 Indier und fast ebensoviel Chinesen die Straits verlassen. Auf den Pflanzungen und Bergwerken, die noch im Betriebe sind, geht alles drunter und drüber. Die Eingeborenen sind zu dankbaren Objekten einer von Indien herübergetragenen revolutionären Propaganda geworden und das stark reduzierte europäische Aufsichtspersonal sieht sich außerstande, die Ordnung und Arbeitsdisziplin aufrechtzuerhalten. Diese Aufgabe wird unter den gegenwärtigen Umständen besonders schwierig, weil sich die Behandlung der Kontraktarbeiter bisher nicht sehr viel von derjenigen von Sklaven unterschieden hat.

Die Entstehung wie der Verlauf der ganzen Angelegenheit ist klassisch für den Zustand der kapitalistisch organisierten Kolonialwirtschaft. Sie ist aufgebaut auf einer widersinnigen Methode und auf vollkommen negativen Voraussetzungen. Ihr Zweck besteht einzig und allein in der

Erzielung unnatürlicher Konjunkturgewinne bei brutaler Ausnutzung billiger menschlicher Arbeitskraft.

In ihrer gegenwärtigen Form kann sie einem Druck wie demjenigen der augenblicklichen Weltkrise auf die Dauer keinen Widerstand leisten. Wenn es nicht gelingt, eine höhere Form für sie zu finden, muß sie sowohl die wirtschaftliche Stellung des Europäers wie seinen politischen Einfluß in jedem Bezirk der farbigen Welt schmerzhaft untergraben, als es der wildesten antihumanistischen Propaganda je möglich sein kann.

Ein nobler Gemeindevorsteher.

Wie Arbeitslose gemacht werden.

Ein Gemeindevorsteher besonderer Art scheint der in Viska-Schaaten, Kreis Königsberg-Land, namens Portek zu sein. Nach Mitteilungen, die dem Verbandsvorstand des Deutschen Landarbeiter-Verbandes zuteil wurden, hat er einen armen Landarbeiter regelrecht aus Lohn und Brot gebracht.

Portek hat die Kontrolle der Arbeitslosen seiner Gemeinde übertragen bekommen. So pflichtfertig wie er ist, fühlte er sich zugleich zum Arbeitsvermittler berufen. Kürzlich vermittelte er dem Arbeiter M. eine Beschäftigung als landwirtschaftlicher Freiarbeiter für ein Entgelt von 40 Pf. pro Stunde. Nach zwei Tagen wurde dem M. eine Verdienstmöglichkeit mit 68 Pf. Stundenlohn angeboten, die er natürlich annahm. Kaum hatte Portek erfahren, daß M. seine Stellung gewechselt hatte, da ging er ans Telefon und veranlaßte den neuen Arbeitgeber, den M. sofort auf die Straße zu setzen, weil er seine vorige Stelle — als Freiarbeiter mit täglicher Kündigung — widerrechtlich verlassen habe. M. klagt!

Noch hiermit hatte Portek noch nicht genug. Als M. nach vier Tagen bei einem Brunnenauger Arbeit fand, machte sich P. sofort an diesen heran und bewirkte, daß der verfolgte Arbeiter nach zwei

Stunden Tätigkeit hinausgeworfen wurde. Die Krone setzte der famose Gemeindevorsteher seinem Treiben auf, indem er dem arbeitswilligen Arbeiter M. zu guter Letzt die Erwerbslosenunterstützung sperrierte. P. schämte sich nicht, diese üble Schikane in einer Sitzung der Gemeindevorsteher selbst zu erzählen!

Die Folgen blieben natürlich nicht aus. Der Deutsche Landarbeiter-Verband nahm sich des M. an und erreichte, daß Portek 81,60 Mark für entgangenen Verdienst an M. zahlen mußte.

Das Gebaren des Gemeindevorstehers Portek kann nicht scharf genug verurteilt werden. Was er sich erlaubt hat, ist ein Mißbrauch seiner Funktionen als Gemeindevorsteher zugunsten der landwirtschaftlichen Arbeitgeber. Wir erwarten von den Aufsichtsbehörden, daß sie schnellstens und energisch eingreifen.

Der neue Gesandte der Sowjetunion, Herr Chinischol, stattete am Weihnachtstage dem Reichspräsidenten Ebert einen Antrittsbesuch ab.

Halbierung der türkischen Schulden. Die türkische Regierung beabsichtigt, die Frage der osmanischen Schulden noch einmal aufzurollen und das Pariser Abkommen zu kündigen. Bei den neuen Verhandlungen will die Regierung eine Herabsetzung ihrer Schulden um 50 Proz. verlangen. Ein Bevollmächtigter wird sich in Kürze nach Paris begeben.

Die Stimme eines Unternehmers: Her mit der 40-Stunden-Woche.

Flasche Mk. 1,10, gr. Fl. Mk. 2,75, in Apotheken und Drogerien, sonst durch OTTO REICHEL, Berlin SO, Eisenbahnstraße 4. Verlangen Sie kostenlos das reich illustrierte Buch „Guter Rat in gesunden und kranken Tagen“.



Wir konnten gestern in einem Buch blättern und es klopfte an die Tür. Wir konnten ein Streichholz anzünden und es klopfte an die Tür. Wir konnten eine Scheibe Brot abschneiden und es klopfte an die Tür. Wir konnten machen, was wir wollten, immer klopfte es an die Tür und draußen stand ein Mensch und barmte: „Ach, lieber Herr, ein armer Mann bittet um eine kleine Gabe...“ Schließlich redeten wir uns stillen: das war eben der Dritte, der einen Kragen um hatte. Hätten diese Menschen gerufen, wie es hinter den Türen aussah, an die sie pochten, sie hätten es sich erspart. Denn der Schein trägt. Der aufgewühlte, menschenüberfüllte City-Block, dieser nervenzerrüttende Kampf des Handelns um den Käufer, der seinen Höhepunkt erst erreicht, wenn sich die Schatten der Heiligen Nacht schon in die Häuserschluchten senken, das ist ja nicht Berlin. Bestenfalls nur ein Teil. In der Vorstadt sieht es ganz anders aus, denn hier bedeutet Weihnachten Mühlsal. Was nicht einmal etwas mit der heutigen Zeit der Not zu tun hat. Denn auch hier trägt der Schein. Weihnachten heißt in der Vorstadt eine ganze Woche erzwungener Arbeitslosigkeit, kraft der Allmacht des Kalenders. Für den kommenden Sonnabend verlohnt es sich nicht, die Kessel für einige Stunden zu heizen, für den folgenden Montag und Dienstag ebenso nicht, also bleiben die Fabrikarbeiter bis zum neuen Jahr geschlossen. Das heißt eine Woche lang kein Geld. Und am Mittwoch, am Heiligen Abend, heißt es noch obendrein: „Ich bedaure sehr, aber ich kann Ihnen nichts geben, ich schaffe es nicht, bis ein Uhr mittags die Löhne auszuschütten; außerdem haben die Banken zu.“ So ist die Wirklichkeit. Inzwischen klopfte es wieder, diesmal stand einer ohne Kragen vor der Tür. „Eine kleine Gabel!“ „Aber Mann, warum kommt ihr denn bloß alle in diese Jammergegend, hier ist doch nichts zu holen.“ Da sagte der Bettler: „Wenn bei den Arbeitern schon nichts mehr zu holen ist, bei den Reichen schon längst nichts.“ So kamen wir mit einem zerlumpten, bartumhangenen, ausrangierten, ehemaligen Mitglied unserer Gesellschaftsordnung ins Gespräch.

Ein Marktplatz, eine Herberge und ein Pudel.

Dieser Mann hatte einen Treffpunkt. Da wollte er am Heiligen Abend sein. In einer kleinen Stadt, etwas oberhalb von Berlin, aber gar nicht so weit. Landstreicher machen öfter einen Treffpunkt aus. Bismarck liegen zwischen zwei solcher Treffpunkte Jahre, manchmal auch ein Jahrzehnt. Denn Landstreicher haben noch das, was wir verloren haben: Zeit. Auch die kleine Stadt, in der wir selbster markierten, hatte Zeit. Die Häuser standen noch da wie vor fünfzehnhundert Jahren. Nur die Querbalken des Fachwerks mit ihren eingeebneten, verwitterten Leitern hatten sich, ein wenig müde geworden, zur Mitte gesenkt. Im Westen zog sich über den verhangenen, tiefgrauen Schneehimmel ein leuchtend kupferroter Streifen, irgendwo mußte dort die Sonne untergehen. Vom alten Kirchturm her läuteten die Glocken den Abend ein wie vor fünfzehnhundert Jahren. Ueber das holprige Pflaster des ausgestorbenen Marktes stiefelten bedächtig zwei Männer, einer von ihnen schnupperte in der Luft und sagte: „Heute gibt's noch Schnee, es riecht so danach.“ Dann kam der Schnee, leise und kalt. An den überall gleichen Stubenfenstern mit den beiden Gardinenwolken hockten die Frauen und strickten. Wenn jemand vorüberging, schoben sie auf und grüßten. Der Böttcher hatte über seiner Vordertür ein Fach, der Goldschmied einen Ring und der Schlosser einen großen Schlüssel gehängt, in dieser Stadt war die Zeit stehengeblieben. Manche Menschen sagen auch, in solchen Kaffs wäre nichts los.

Abends gingen wir in die Herberge zur Heimat. Wir mußten uns erst an die Dunkelheit der kümmerlichen Fremdenstube gewöhnen; daß in einer Ecke eine Kerze flackerte und tiefe Schatten über die zerzausten Landstreichergeichter warf, machte den Rahmen nur noch schärfer. Wir dachten: So sehen Räuberhöhlen in den Märchenbüchern aus. Wir teilten diese Stube mit etwa zwanzig Männern, genau drei Frauen, einem Pudel und einer Katze. Der Pudel gehörte einem Weiermann, der spät gekommen war, dessen Drehorgel auf dem Hof unter einem Schuppen stand. Aber der Pudel schlief. Die Katze hob eine der Frauen vom Ofen weg, drückte sie an sich und fragte das Tier: „Wo ist denn meine Biß?“ Beim Schein der Kerze sprachen wir von Weihnachten. Aber wir hätten ebenso gut über eine Kirchweih oder ein Begräbnis sprechen können. Denn irgendwem findet die alten Speckjäger Sorge, der morgige Tag läßt sie unbefürchtet, sie haben keine Sorgen mehr. Dabei mußten wir sehr aufpassen und uns im Gespräch keine Blöße geben, denn die Landstrasse von 1930 ist nicht mehr die von 1913. Viele der alten Leute hätten uns ihre Invalidentarke Nummer 20, 22 oder gar 25 vorweisen können, sie konnten noch sehr gut unsere Welt. Und als wir uns einiges stenographierten, lachte ein Junger und meinte: „Wie das aussieht, wenn man mal wieder Stenographie fieht, ich kann das auch, aber nicht Stolz-Schreien, sondern Gabelberger.“ Ein anderer Junger sagte: „Wünschen Sie unseren Schlafzimmern zu sehen, damit Sie eine gute Reisebeschreibung geben können?“ Wie ein Reulenschlag traf das: „Reisebeschreibung“, diese gewöhnliche Ausdrucksweise. Vorgefunden war ein Anhänger Hüllers in der Herberge, der ging bald wieder, nachdem sie eine Nacht und einen Tag über das Dritte Reich mit ihm diskutiert hatten. Als wir dann von jenem Heimweg sprachen, das alle Männer einmal überfällt, wo sie alles sehen und liegen lassen möchten, um irgendwohin zu fliehen, verbeiferten sie uns und sagten: „Ach, Sie meinen Fernweh, ja, davon leiden wir alle.“ So sprachen die 18- bis 25-jährigen in jener Herberge, die die Kaffsamen, die in die Städte kamen, hinaus auf die Sandstrasse gehoben haben.

Der Bogen um die „Heiligkeit“.

„Aber wir sollten Ihnen ja von Weihnachten erzählen. Da ist eins wie das andere. Wenn es geht, meiden die alten Kunden am Heiligen Abend die „Heiligkeit“, das ist unser Spitzname für die frommen Herbergen Bodenschwinghölzer Richtung. Wir wollen am Heiligen Abend nicht auch noch eine Predigt hören. Denn ein Christbaum steht ja auch in jeder wilden Penne. Manchmal läßt es sich aber nicht vermeiden, daß wir in die „Heiligkeit“ gehen, wie damals in Hersfeld an der Rhön. Meistens sind die Polkisten am Heiligen Abend brummig, weil noch ein paar Kunden angeklettert kommen und einen Obdachlosenchein haben wollen, es dauert an diesem Tage etwas länger als üblich. Wir gingen dann rüber in die „Heiligkeit“, der Hausvater hielt seine Ansprache und um 9 Uhr trochen wir in die Halle. Beim Einschlafen hörten wir vom nahen Kirchturm einen Bläserchor „Stille Nacht, heilige Nacht“ spielen. Wir dachten, gut, dann erzählen wir uns eben Bälle. Da kam der Herbergsvater herauf und schimpfte: „Dieses Haus ist ein christliches Haus, wenn ihr die Strafe Gottes nicht fürchtet, dann will ich nicht, daß sie über mein Haus komme!“ Am nächsten Morgen stapften wir über den dichten Schnee der Rhön durchs Gebirge, in einem Dorf gingen wir zum Gemeindevorsteher und meldeten uns wieder obdachlos. Der war auch ärgerlich, daß am ersten Feiertag ihm ein paar Penner auf die Bude rückten, schickte uns dann aber doch ins Armenhaus. Hier war nur eine arme alte Frau, die uns fragte, ob wir Kuchen hätten. Nein, antworteten wir, dann mußten wir gerade einmal zu den Bauern gehen. Zu Weihnachten ist ja nun alles mitleidig, und so dauerte es gar nicht lange, da hatten wir einen schönen Bogen Kuchen. Die alte Frau kochte Kaffee, wir zogen uns die Schuhe aus und wärmten uns am Ofen ordentlich durch. Das war ein sehr gutes Weihnachten für uns.“

„Ich habe noch kein Schafsgeld, will jemand ein Paar Stullen kaufen, die beschmiert und mit viel Wurst, zwanzig Pfennige das Paar“, unterbricht uns ein alter Speckjäger, der eben erst zurückgekommen ist und zwei Tage die Dörfer der Umgegend abgeklappert hat. „Ne“, sagen seine um die Kerze stehenden Kollegen, „ist zu teuer“, und dann leise zu uns gewandt: „Mann, wir sind doch nicht verrückt, wir haben ja eine Quelle, da kriegen wir einen ganzen Berg Wurststücken für 'n Sechser!“

Dann können wir weiterreden über Weihnachten. „Ja, ich muß erst einmal überlegen, uns ist nämlich Weihnachten so peipe, Ach ja,

mir kamen von Reiniß und marschierten nach Bad Gastein. Als wir von den Bergen kamen, lag Bad Gastein wie eine Märchenstadt unten verschneit im Tal. Wir waren fürchterlich abgebrannt, ich hatte wohl drei Hosen an, aber eine so zerrissen wie die andere. Nun kann man sich in Österreich nicht etwa obdachlos machen, da würde einen der Gendarm sofort ins Spritzenhaus stecken und dann, da wir Reichsdeutsche waren, gleich über die Grenze abschieben. Wir trottelten also durch Bad Gastein, saßen in die festlich erleuchteten Fenster und wirklich, hier kam uns das große Kühlen an, nichts zu fressen und da drinnen der Jubel. Wir klopfen erst gar nicht irgendwo an, machten auch in Hofgasteln keinen Halt, bis wir in tiefer Dunkelheit an einen einsamen Bergbauernhof kamen. Uralt war das Haus, das Dach reichte fast bis auf die Erde, wir schütteten uns noch schnell, ob auch kein Hund da wäre, dann riefen wir: „Se, Bauer, mach's mal auf!“ Nun, der Mann machte auf, er war ja etwas erstaunt, aber schließlich sagte er: „Nu, geht's eini in den Pferdestall, da ist's warm und Decken hat's auch, schloß's da!“ Wir liehen uns nicht lange nötigen.“

Christoph, des Kundenkönigs Tod.

„Vergangene Weihnacht war es ziemlich traurig. Da ist Christoph, der König der Kunden, gestorben. Christoph war ein alter Drohtentkäufer aus Berlin. Dem war die Frau mit einem anderen durchgegangen, darüber wurde er ganz trübsinnig, das Geschäft ging auch immer schlechter als die Autos aufkamen, und so kam er auf die Landstrasse. Am vergangenen Heiligen Abend, wo wir noch alle schnell „Stößen“ gingen, um einige Pfennige zusammenzukriegen, ging er schon nicht mehr aus der Herberge heraus, sondern blieb am Ofen sitzen. Als wir in der Dämmerstunde wiederkamen, fragten wir ihn noch: „Christoph, ist dir schlecht?“ „Ja“, sagte er, „mir ist ganz mies, bringt mich doch mal noch oben.“ Wir schleppeten ihn in eines der Betten, brachten ihm Schnaps, damit er sich aufwärmen konnte, dann war es bald vorbei mit Christoph. Das Atmen fiel ihm immer schwerer, wir ranneten schnell zum Arzt, und als der endlich kam, sagte dieser: „Ja, hier kann ich auch nichts mehr machen, der Alte ist tot.“ So hatten wir am Heiligen Abend oben einen Toten im Bett. Als wir seine Taschen umkramten, fanden wir noch 500 Milliarden wertloser Inflationscheine, das war seine Hinterlassenschaft. Den unten in der Fremdenstube versammelten Kunden sagten wir nichts von dem so plötzlich erfolgten Tode Christophs, wir schleppeten die Leiche herunter und verfrachteten sie auf dem Hof. Wir gingen zeitig schlafen, am nächsten Morgen, am ersten Feiertag, stiftete der Herbergsvater für alle Kunden eine echte Tasse Bohnentoffee und zwei Stücken Kuchen. Das war unser letztes Weihnachten.“

Abschied von der Braut.

Inzwischen war es in der Fremdenstube noch voller geworden, auch etwas lauter, denn Gustav wollte sich von seiner Braut trennen. Wir glaubten, sein Mädchen — es war wirklich ein Mädchen, wie Gustav auch einer von den Jüngsten in der Herberge war — wäre ihm untreu geworden, aber nichts von alledem, sein Mädchen fühlte sich nur vernachlässigt, weil Gustav abends immer so lange Karten spielt. Da wollte in Gustav der Freiheitsstolz auf und er verkündete allen trotzig: „Nacht, was ihr wollt, ich haue ab, ich brauche keine Weiber!“ Dann packte Gustav seine sieben Sachen ein, wenn es sieben waren, die jüngeren Kunden sahen sich das Mädchen an und dachten: dann wird sie eben meine Braut. Nur die alten Speckjäger, die rund um den langen Tisch saßen, verschwanden wieder einen Blick nach dem Mädchen nach hörte sie zu. Dann kam die alte Emmi, ein 61-jähriges Menschenwunder, das auch einmal bessere Tage gesehen hat, stellte ihren Freischuß auf den Ofen auf und begann sich die Haare zu kämmen. Früher führte sie ihrem Bruder die Wirtschaft, nachdem dieser Bruder gefallen war, wurde auch sie trübsinnig und landete schließlich in den Herbergen zur Heimat. Jetzt handelt sie mit Streichhölzern, manchmal singt sie auch, sie soll eine ganze Menge zusammenkriegen. Aber sie spart alles. Sie ist der personifizierte Geiz, schläft nie in einem Bett, denn das kostet ja 40 Pfennig pro Nacht, sondern auf einer harten Pritsche, die umsonst ist. Als die alten Kunden zu ihr sagten: „Emmi, lauf dir doch eine Decke, da oben ist es doch kalt.“ brummte sie nur und meinte, ein altes Weib brauche keine Decke mehr. Das ist die alte Emmi, wäre sie ein Mann, sie wäre widerspruchlos der Nachfolger Christophs, des Kundenkönigs, geworden. Wir tippen noch einmal an und fragen nach dem diesjährigen Weihnachten. „Ja“, meinte einer, „wir merken die Krise auch, Groschen gibt es gar nicht mehr, und wo es sonst Sechser gab, gibt es heuer nur Pfennige. Aber bange sind wir eigentlich nicht, zu Weihnachten ist die Welt mildtätig, und wenn wir uns am Heiligen Abend soviel zusammengepfoten haben, daß wir uns besaufen können, dann sind wir ja schon zufrieden.“

„Zufrieden“ hatte der alte Pennbruder gesagt. Wir sprachen nicht viel, als wir durch die klare, kalte Winternacht zurücktröteten. Im Westen leuchtete jetzt der Orion, fern und schön. Irgendwo waren unsere Gedanken...

Kinder in höchster Gefahr.

Vierjähriger Junge steckt die Wohnung in Brand. — Ein Feuerwehrmann als Retter.

Im Hause Königsberger Straße 36 spielte sich gestern ein aufregender Vorfall ab. In der Wohnung des Schlossers P., die im hochparterre des Seitenflügels liegt, waren die drei Kinder im Alter von vier Wochen bis vier Jahren allein anwesend. Die Abwesenheit der Eltern benutzte der vierjährige Junge dazu, um mit Streichhölzern zu spielen. Dabei kletterte er auf einen Stuhl und versuchte eine Kerze an dem Weihnachtsbaum, der in der Wohnstube bereits gepußt da stand, anzuzünden. Das Kind kam plötzlich der Gardine zu nahe, die im Augenblick in Flammen ausloderte. In wenigen Minuten war das Zimmer völlig mit Qualm erfüllt, und die beiden älteren Kinder frohen in ihrer Angst unter die Betten. Von einer Hausbewohnerin wurde aus dem Hof-Rauch bemerkt. Sie versuchte in die Wohnung Einlaß zu bekommen, als aber niemand öffnete und das jüngste Kind unaussprechlich schrie, lief die Frau zum Feuermelder, um die Wehr zu alarmieren. Inzwischen war jedoch ein Feuerwehrmann, der Brandmeister Wille, der zufällig an dem Hause vorüberging, über eine Leiter in die Wohnung eingedrungen und hatte die drei Kinder in Sicherheit gebracht. Sie waren durch die Rauchgase stark mitgenommen. Die Wiederbelebungsoberzüge waren bei allen dreien nach kurzer Zeit erfolgreich. Das Feuer, das sich auf Möbelstücke auszudehnen drohte, konnte dann schnell gelöscht werden.

Todessturz am Weihnachtsabend.

Ein schwerer Verkehrsunfall ereignete sich gestern nachmittags unter der Eisenbahnbrücke in der Wollankstraße in Pantow. Der 24-jährige Motorradfahrer Erich Linke aus der Görzstr. 14 in Pantow überfuhr den Zeitungshändler Otto Piennner aus der Berliner Straße 4, der gerade den Fahrradweg überfahren wollte. Linke kam mit seinem Rad dabei so unglücklich zu Fall, daß er auf der Stelle getötet wurde. Der Zeitungshändler, dem offenbar die Schuld an dem Unfall beizumessen sein dürfte, mußte mit erheblichen Kopfverletzungen in das Pantower Krankenhaus gebracht werden.

Schwindel mit Bürgersteuer.

Niemand zur Einziehung befugt!

In Charlottenburg ist in diesen Tagen ein Betrüger aufgetreten, der sich unter dem Vorgeben, mit der Erhebung der Bürgersteuer beauftragt zu sein, Geld erschwindelt. Er wendet sich besonders an geschäftswandte Hausangestellte, läßt sich ihre Steuerkarte vorlegen und quittiert über die erschwindelten Beträge auf den Steuerkartenabschnitten mit einem Stempel „Betrag erhalten. Deutsch“. Wir möchten deshalb darauf hinweisen, daß die Bürgersteuer, deren erste Rate übrigens erst am 10. Januar 1931 fällig ist, ebenso wie die anderen Staats- und Gemeindesteuern nicht durch Beamte von den Steuerpflichtigen und ihren Arbeitgebern abgeholt wird. Nur bei Durchführung des Lohn- und Zwangsvollstreckungsverfahrens sind die Vollziehungsbeamten ermächtigt, Zahlungen außerhalb der Steuerkasse entgegenzunehmen. Die Vollziehungsbeamten sind mit Dienstfahndung und beglaubigtem Lichtbild ausweis versehen und legen stets einen Mahnzettel oder Pfändungsbefehl vor. Sie quittieren über die erfolgte Zahlung stets mittels Quittung aus ihrem Durchschreibebuch, niemals auf anderen Schriftstücken.

Drei Jugendliche unter Mordverdacht.

Der Mord in der Stargarder Straße vor der Aufklärung.

Unter dem dringenden Verdacht, den brutalen Raubmord an dem betagten Ehepaar Rickmann in der Stargarder Straße 47 verübt zu haben, wurden in der Nacht zum Mittwoch in Herbergen der Stargarder Straße und der Pappel-Allee von der Mordkommission drei junge Burken festgenommen und nach dem Polizeipräsidium gebracht.

Schon bei den ersten Untersuchungen, die die Kriminalkommission Dr. Wächter und Rebe mit ihren Beamten am Tatort vornahm, kamen sie bald zu dem Erkenntnis, daß sie nicht nur mit einem, sondern mit zwei, vielleicht auch mit mehr Tätern rechnen mußten. Andere Anzeichen deuteten darauf hin, daß man die Täter in den Kreisen jugendlicher Burken zu suchen habe. In der Stargarder Straße und ihrer Umgebung sind eine Reihe von Herbergen und Unterkunftsstätten, in denen die Arbeits- und Wohnungslosen zu nächtigen pflegen. Alle Besucher wurden unauffällig, aber sehr eingehend beobachtet und besonders Verdächtige auf ihren Gängen verfolgt. Schließlich blieben drei junge Burken übrig, auf die man ein scharfes Augenmerk richtete. Es sind ein 20 Jahre alter Walter P., ein 22 Jahre alter Otto H. und ein 23 Jahre alter Erich M. Diese drei hatte man früher sehr oft beisammen gesehen. Nach dem Bekanntwerden des Mordes aber schienen sie ihr Benehmen zu ändern. Sie trafen sich nur ab und zu und versuchten dann, diese Zusammenkünfte als Zufall hinzustellen. Nach einer kurzen gestillten Besprechung trennten sie sich bald wieder. Sie nächtigten auch in verschiedenen Herbergen und nicht mehr gemeinsam wie sonst. Weil sich der Verdacht gegen dieses Trio mehr und mehr verstärkte, wurden sie seit Montag nicht mehr aus den Augen gelassen. Schließlich wurden sie in der Mittwochnacht gegen 3 Uhr aus den Herbergen geholt und in das Polizeipräsidium eingeliefert. Die Mordkommission hat inzwischen so viel Beweismaterial gegen sie zusammengetragen, daß an ihrer Täterschaft kaum zu zweifeln ist.

Der Alex einft und geht.

Die im östlichen Bortraum zum neuen U-Bahnhof Alexanderplatz angebrachten Bilder aus der Vergangenheit des Alexanderplatzes haben Aufmerksamkeit und das Interesse der Allgemeinheit gefunden. Die Entwürfe für die von der Staatlichen Porzellan-Manufaktur hergestellten Bildplatten aus Porzellan sind von namhaften Künstlern gefertigt, und zwar ist das Bild vom Jahre 1730 von Johannes Boekland, das Bild vom Jahre 1780 von Gerhard Ulrich, das Bild vom Jahre 1785 von Friedrich Winkler, das Bild vom Jahre 1830 von Prof. Ludwig Sarnig, das Bild vom Jahre 1900 von Tommy Parzinger, das Bild vom Jahre 1930 von Prof. Ernst Böhm gefertigt.

W. Seemann
C. Wöhle
Unternehmer.

In frühester Morgenstunde, nachdem ihn der Wecker wachgerafft hatte, fuhr er hinaus nach Freienwalde und von dort mit der Kleinbahn ein Stückchen rechts ins Land hinein.

Dort lag auf einsamer Ebene eine schnell errichtete, moderne Fabrik, in der Kampflflugzeuge hergestellt wurden. Die Werke, aufs neuzeitlichste eingerichtet, standen unter staatlicher Leitung, und beschäftigten mehrere hundert Arbeiter.

Ludwig Eisermann, vordem Meister seines Handwerks in der Gürtelstraße, Brotgeber zuletzt von nahezu zwanzig Gefellen, war hier im Betrieb nur eine Nummer unter vielen, vielen anderen, und nichts weiter als ein simpler Tischler, der zunächst in die Propellerwerkstatt eingereiht wurde.

Die Arbeit, die ihm zugewiesen wurde, war schwer und erforderte gewissenhafte, peinlich präzise Arbeit.

Der Staatsarbeiter Eisermann legte sich mächtig ran und beherrschte in einigen Wochen die Arbeit aus dem Grund. Der Werkstättenmeister hielt mit seinem Lobspruch nicht zurück. „So schnell, wie Sie, Eisermann, hat sich hier noch keiner eingearbeitet!“

Ludwig lachte geschmeichelt und gab sich von da ab noch mehr Mühe. Aber er mußte einsehen, daß seine Kräfte doch nicht mehr die alten waren. Nach zwei Monaten hatte er während der Arbeit Schwächeanfälle. Er machte schlapp.

„Mensch, geh zum Arzt!“ mahnten seine Kollegen.

Er meldete sich jedoch nicht krank, aus Furcht, die Stelle zu verlieren. Lieber biß er die Zähne zusammen und mußte weiter, bis es nicht mehr ging.

Zum Glück bekam er bald Arbeiten, die ihn körperlich nicht so sehr mitnahmen. Er erhielt Zeichnungen in die Hände und baute nach diesen Flugzeugrumpfe aus leichten Sperrholz und Sperrholzen. Hier konnte er sein ganzes sachmännisches Wissen und Können zeigen und lebte innerlich mächtig auf.

Doch körperlich kam er immer mehr auf den Hund. Dieser Staatsbetrieb war eben auch nichts anderes als eine Trei-

Ruhiger Weihnachtsabend

Menschenleere Straßen — Weihnachtsen in der Schupo-Kaserne

Der Weihnachtsabend ist in ganz Berlin vollkommen ruhig verlaufen. Die große Zahl der Erwerbslosen, deren Not und Elend das Weihnachtsfest nur noch größer beleuchtet, ist den Irrenspargolen der Kommunisten nicht gefolgt. Wohl kam es im Norden in den frühen Nachmittagsstunden und später auch im Westen Berlins zu kleinen Ansammlungen halbwildiger. Mäkelos konnten die Demonstrationen zerstreut werden. So ist denn der gefeierte Tag glücklicherweise ohne die angekündigten Zwischenfälle geblieben und die Polizei konnte sich auf den Bereitschaftsdienst beschränken.

Schon in der fünften Nachmittagsstunde nahm der Verkehr in der Innenstadt merklich ab. Der große letzte Sturm auf die Warenhäuser und Spezialgeschäfte ließ nach und Ruhe legte sich eine Stunde später auch über die Außenbezirke, als die Läden um 18 Uhr ihre Pforten schlossen.

Bald flammte schon hier und dort ein Weihnachtsbaum auf; für viele wird der Tannenbaum wohl die einzige Festesfreude sein, und viele müssen auch auf diese bescheidene Freude verzichten!

Die Reichshanddirektion hatte, wie im Vorjahr, auf den Bahnhöfen riesige Tannen aufgestellt. Strahlende Lichterbäume grüßten die Reisenden an den Eingangsportalen. Auch einige große Restaurationsbetriebe haben wieder silbergeschmückte Tannenbäume mit unzähligen Kerzen vor den Eingängen aufgestellt.

Weihnachten in der Schupo-Kaserne! Viele Beamten haben keine Angehörigen in Berlin, nicht alle haben zu gleicher Zeit beurlaubt werden können. Da sitzen die „Hüter der Ordnung“, sofern sie nicht dank der irrfinnigen Parolen der Kommunisten auch diesen Abend auf der Straße zubringen müssen, gemeinsam in ihren Unterkünften und feiern im Kreise der Kameraden die Weihnacht. Ein großes Hallo entsteht, als ein Schupowachmeister mit Paketen schwer beladen den Raum betritt. Er hat den Befehl zugebracht, auf einer wichtigen Kreuzung im Berliner Westen und die Autofahrer haben ihn, wie viele seiner Kameraden, reich beschenkt. Jeder bekommt etwas ab. In einem Falle hat ein Schupowachmeister seine Schokoladenboxe unter arme Kinder verteilt.

Falscher Kontrolleur.

Ueberfällt, inebelt und beraubt eine Frau.

Das Opfer eines Ueberfalls ist die Ehefrau eines Elektrohalters, Marie S., in der Anseebestraße 146a in Neutölln geworden.

Bei der Heimkehr am Mittwoch fand ihr Mann sie mit gefesselten Händen und einem Knebel im Munde auf dem Korridor liegen. Der Kriminalpolizei, die benachrichtigt wurde, gab Frau S. an, daß gegen 12 Uhr ein angeblicher Kontrolleur der Bewag vorgelassen habe, um den elektrischen Zähler abzulesen. Arglos habe sie den Mann eingelassen. Plötzlich aber habe er sie angefallen. Nachdem er ihr die Hände gefesselt und den Mund mit dem Knebel geschlossen hatte, nahm sie wahr, daß sich noch ein zweiter Mann in die Wohnung eingeschlichen hatte, da die Tür offen geblieben war. Hilflos mußte sie zusehen, wie die Wohnung durchsucht wurde. Später stellte sich heraus, daß die Eindringlinge 100 Mark bares Geld, einen Anzug und einen Mantel gestohlen hatten. Der Ehemann, der gegen 2 Uhr nach Hause kam, fand die Frau gefesselt auf. Die Nachbarn haben von den Vorgängen nichts gehört.

Der Weihnachtsbaum unter der Erde.

Abenteuerliches aus Potsdamer Wäldern.

Durch die Anzeige eines Knaben wurde die Potsdamer Polizei auf eine unterirdische Wohnung aufmerksam, die sich im Walde hinter der Kolonie Cecilienhöhe befindet. Es handelt sich um einen 3,50 mal 4 Meter großen Bohnraum, der sorgsam mit Sand und Laub abgedeckt ist. In der Bohnhöhle be-

mühe. Nur daß er einem Privatbetrieb die ungeheure Vergünstigung voraus hatte: seine Arbeiter sahen sicher wie in Abrahams Schoß. Sie brauchten niemals zur Front.

Dies und nur dies war's, was Ludwig aushalten ließ in einem Leben, das sich von dem eines Sklaven nur wenig unterschied. Wie hatte doch erst kürzlich sein Zuleimer bei einer Mittagspause gesagt: „Kulis sind wir, keine Arbeiter!“

Der Mann hatte den Zweck auf den Kopf getroffen; Kulis waren hier alle, die ganzen vierundzwanzig Mann, Kulis des Kaisers.

Rachmal wachte er auf wie aus einem bösen Traum. Das war, wenn er Ischa ansah, sein großes, blaßes Mädel, dem zwei verräterische Flecke auf den Backen brannten, Flecke, die immer größer und größer wurden.

In solchen Stunden des Wachseins versuchte er nicht nur den Krieg und das dadurch bedingte Hundeleben, sondern auch die ganze irrfinnige Welt, den Schurken, der sie gemacht, und alle die Falscher, die sie nachträglich noch weiter verunstaltet hatten. Vor allem versuchte er das, worauf er im Normalzustand am stolzesten war: sein Geld. Wohl lag es sicher verpackt in den Betongewölben einer Bank, geschützt gegen jeden diebstahlischen Zugriff, und doch wurde es jeden Tag etwas weniger. Jetzt, wenn er es jede Woche hundertmarkweise abhob, hatten die Papierfetzen nicht einmal mehr genügend Kraft, für seine Familie die notwendigen Nahrungsmittel herbeizuschaffen.

Es war eine geheimnisvolle Macht am Werk, die den inneren Wert des Geldes schwächte und minderte. Ja, das Geld fing an, genau so mart- und listlos zu werden, wie der elende Schlangenschwanz, den man auf Schleichwegen dafür einhandeln konnte.

Sonntags, wenn er, statt auszuruhen und sich von der schweren Arbeit zu erholen, mit Maria und auch oft mit den Kindern in die Dörfer rund um Berlin fuhr, um hintenherum auf abgelegenen Gehöften Kartoffeln, Mehl, Butter, Eier, Fleisch oder Speck zu kaufen, mußte er für das Geld und die freundlichen Worte, die er gab, manche bauerliche Grobheit einstecken.

Ludwig wußte, daß die Bauern geben konnten, wenn sie wollten. Sie wollten aber nicht, da steckte der Haken! „Das sind die Herren, die die Vaterlandsliebe gepachtet haben!“ pflegte er zu seiner Frau zu sagen. „Siehst du, lieber verführer, sie ihre Milch den Ferkeln, statt daß sie uns abgeben. Wir können ruhig in der Stadt verreden. Das bekümmert die

Solche Zeichen wahrhaft edler Gesinnung sind Lichtblicke in diesen Tagen trübsaler Weihnacht.

Die letzten Stunden...

Der Weihnachtsmarkt ist zu Ende. So aber sah es noch gestern Abend aus:

Die letzten Stunden... Das Weihnachtsgeschäft geht seinem Ende zu. Noch einmal strazpierten die Straßenhändler ihre Lungen, noch einmal suchte man die Säumigsten der Säumigen herbeizulocken... Da sind die Leute mit den Spezialitäten... Wohl dem, der einen Schläger auf den Weihnachtsmarkt gebracht hat... Zufrieden schmunzeln die Gläubigen mit der „Mütz-Maus“, die eine Abfahrscheite erlebte, wie wohl selten ein Scherzartikel.

Aber andere sind schlechter daran.

Beweglich klagt mir ein Händler sein Leid, dem irgendeine obsture Firma eine als „Bombenschlager“ gepriesene Kpirtat, Parfümzerstäuber „Erla“ genannt, angeboten hat. „Erla“ war eine schlimme Miße — kein Mensch wollte sich von ihr etwas vorstücken lassen. Von 300 Stück hat der Händler bis zum Mittag des 24. Dezember ganze Siebenundzwanzig abgesetzt... Der arme, der seit über acht Tagen in Frost und Wind steht, friert und sich heißer brüllt, hat beinahe umsonst gearbeitet. — Er ist feiner von der Branche, sondern ein Arbeitsloser, den geistige Schieber mit einem Ladenhüter überdoppelt haben. — Nun kommt er müde und zerklüftet am heiligen Abend nach Hause. Es war wieder umsonst.

Von statten Abjag erzählt die Tannenbaumhändler. Aber das Geschäft war trotzdem flau. Die Preise der Großisten, hoch, ja unerschwinglich, fragen auch hier den kleinen Mann den Verdienst fort. Er, nur er bekam die allzu hohen Preise zu spüren. Das Publikum hielt sich zurück und mehr oder weniger freiwillig senkten sich die Preise bis zu 50 Prozent...

Es ist ein Weihnachtsfest der Sorge, das die Glocken einläuten...

fand sich neben dem Mobiliar ein geschmückter Weihnachtsbaum. Ein Bewohner dieser Höhle konnte noch nicht ermittelt werden.

Weiterhin wurde im Wald zwischen Potsdam und Caputh die Forstverwaltung durch Anzeige von Spaziergängern auf eine umfangreiche Schlingenseilerorganisation aufmerksam. Die Spaziergänger fanden ein junges Reh in einer Drahtschlinge. Daraufhin wurde von der Forstverwaltung eine Streife durch den dichten Wald organisiert. Man fand dabei eine besonders angelegte Futterstelle und in deren Nähe nicht weniger als 22 Drahtschlingen.

Neuer Großsender für Berlin.

Berlin wird demnächst zwei neue 100 Meter hohe Funktürme erhalten, die wahrscheinlich in der Nähe des neuen Funkzentrums am Kaiserdamm zur Aufstellung gelangen.

Der endgültige Aufstellungsort für den neuen Berliner Großsender mit den beiden Türmen wird jedoch erst nach Abschluß der Erwägungen und der technischen Messungen des Reichspostzentralamtes bestimmt. Die neuen Funktürme werden aus funkttechnischen Gründen nicht aus Eisen, sondern — wie es schon beim Großsender Mühlacker und anderen Großsendern der Fall ist — aus Holz konstruiert werden. Vermutlich wird man eine sogenannte Keulenantenne, das ist ein Schläuch mit Antennenstrahlen, verwenden. Der Berliner Funkturm in Bismarck und der diesem gegenüberstehende Antennenturm waren sowieso nur als Probefunktorium gedacht; sie sollen nach Inbetriebnahme des neuen Großsenders weiter als Antennentürme für einen Hilfsender Verwendung finden. Die Aufstellung des neuen Berliner Großsenders wird in Angriff genommen werden, nachdem die Großsender in Schlesien und Mitteldeutschland fertig sind.

Rammel nicht. Ich hätte gute Lust, der Bagage die Scheunen über den verdammt Schädels anzugucken!

So steckte er gegen die Bauern voll Galle und Wut. Seine wahre Stimmung zeigte er aber nicht, wenn er auf einen Hof kam. Im Gegenteil, da konnte er wie mit Engelszungen reden. Und wo seine Rede nichts zu fruchten schien, da fing er an, seine bunten Geldscheine zu schwenken.

„Was sollen wir mit dem Papiergeld anfangen?“ sagten die Bauern. „Diese Sorte Papier ist doch höchstens noch für die Kriegsanleihe brauchbar. Für'n Arschwisch ist es zu klein. Behaltet's! Doch wenn ihr Silbergeld habt oder Gold, dann hängt schon irgendwo ein Schinken im Rauch!“

Von ihrem Standpunkt hatten die Leute auf dem Lande vollkommen recht. Auch für sie waren die notwendigen Waren und Industrieprodukte knapp. Zu kaufen gab's auf dem freien Markt so gut wie nichts. Alles war rationiert, höchst kümmerlich zugemessen und deckte kaum einen Bruchteil des allgemeinen Bedarfs.

Das Wirtschaftsleben war außer Rand und Band.

Jeder suchte sich durchzuwinden, wie und wo er konnte. Wer sich an die Vorschriften hielt und die täglich wachsende Zahl der Rotverordnungen und Befehle, verlor bald das letzte Gramm Speck an den Rippen.

Da hieß es denn, dem Vater Staat und seinen Knechten und Handlangern nach Möglichkeit ein Schnippchen zu schlagen. Mangeln war Trümpf. Wer nicht ganz auf den Hund kommen wollte, mußte Schleichwege gehen.

Rot bricht Eisen! Das ist ein wahres Wort. Rot bricht aber noch ganz andere Dinge. Die Notwendigkeit, leben zu müssen, unterhöhlte Staat und Gesetz.

In diesem Unterminieren war Ludwig geradezu Bergmann.

Trotzdem langte das, was er von seinen Hamsterfahrten mit den Seinigen nach Haus brachte, nie lange vor.

Von Donnerstag bis Sonnabend war Schmelzhans Küchenmeister. Da gab es an Lebensmitteln nur das, was auf Karten erhältlich war. Diese listputamischen Mengen machten nicht satt.

Wenn er an diesen Tagen nach Hause kam, sagen Maria und Ischa, um den Hunger zu vergessen, meist schon im Bett. Nur Franz saß am Tisch in der Küche und sah ihm gierig zu, jeden Bissen zählend, den er in den Mund steckte. Manchmal ließ Ludwig absichtlich den größten Teil des Essens stehen, damit der Junge seinen Hunger stillen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Arbeiter singen im Gefängnis. — Hoffnung leuchtet wieder auf.

Im Jugendheim des Polizeipräsidiums.

Arbeiterfänger im Frauengefängnis.

Plönsensee.

Verlegung von Diensträumen der Reichsanzlei. Die Direktion bei der Reichsanzlei verlegt ihre Diensträume zum 1. Januar 1931 von Berlin W 9, Leipziger Platz 17, nach Berlin W 8, Wilhelmstraße 77, Fernsprecher Zentrum 5641/45.

Weihnachtsfeier in Baumshulenberg. Die Weihnachtsfeier der Partei findet am Sonnabend, den 27. December, im Alten Eisehaus, Treptow, statt. Saalöffnung pünktlich 16 Uhr, Anfang 17 Uhr. Mitwirkende: Opernfänger Wilhelm Guttman (Städtische Oper), Fräulein Friedrich, Opernfängerin (Städtische Oper), Ebert-Ranz-Quartett, Berliner Lokführerquartett, Kinderfreunde und S.M.K. Festansprache Genosse Dr. Lohmann, M. d. L. Eintritt 60 Pf. Erwerbslose und Kinder frei. Karten sind noch bei den Bezirksführern zu haben.

1871



Theater, Lichtspiele usw.

Donnerst., 25.12. Staats-Oper Unter d. Linden 11.5. A-V. 19 Uhr
Aida
Freitag, 26.12. 11.5. A-V. 18.30 Uhr
Meistersinger von Nürnberg

Donnerst., 25.12. Stadt. Oper Bismarckstr. 19 Uhr
Der Prophet
Freitag, 26.12. 19 Uhr
Lohengrin

Staats-Oper Am Platz der Republik 19.15 Uhr
Die Zauberflöte
Freitag, 26.12. 19.15 Uhr
Carmen

Staatl. Schauspiel. (am Gendarmenmarkt) 99. A-V. 20 Uhr
Der blaue Bolle
Freitag, 26.12. 100. A-V. 20 Uhr
Die Jungfrau von Orléans

Staatl. Schiller-Theater, Charlthg. Donnerstag, 25.12. — 20 Uhr
Die Journalisten
Freitag, 26.12. — 20 Uhr
Guten Morgen, Herr Fischer! 33 Minuten in Grüneberg

SCALA
Tägl. 5 u. 8 1/2 Uhr — 85 Barb. 9254
Nachm. 50 Pf. bis 3 M., abds. 1 bis 6 M.
Original 3 Fratellini,
Diganos, Paul Kirkland usw.
An beiden
Weihnachts-Feiertagen
ohne jede
Preiserhöhung
(seit Monaten gleichbleib. Preise)
Nachm. 5 Uhr
50 Pf. bis 3.- M.
Abends 8 1/2 Uhr
1.- M. bis 6.- M.
Vorverkauf ununterbrochen

PLAZA
Alex. E. 4 8066-68
Täglich 5, 8 1/2
An beiden
Feiertagen 2, 5, 8 1/2
Unser großes
Fest-Programm
Die billigste Weihnachtsschokolade
I. Vorstellung
50 Pf. bis 1.- M.
II. u. III. Vorstellung
1.- M. bis 2.- M.
Vorverkauf ununterbrochen

**KABARETT
ALTBAYERN**
AM BAHNHOF FRIEDRICHSTOR 94
6 Uhr-Kasino und Keller
zum „Das Weltweit-Programm“
mit Claire Waldoff, C. Carstens,
H. Ziemer, R. Schwarz, B. Panitz
u. weitere 7 Attraktionen.
I. u. II. Feiertag Nachm. Vorst. 4 Uhr
Silvester-Karten Vorverk. tagl. 10 Uhr Büro

5 1/2 Uhr CASINO-THEATER 5 1/2 Uhr
Lothringer Straße 87.

Nur noch bis 31. Dezember
Der keusche Lehemann
und das große Festprogramm
Am 1. Januar zum ersten Male:
Biederleute
Gutscheine 1-4 Pers. Faustent 1,25 M.
Sessel 1,75 M. — Sonstige Preise
Parkett 75 Pf., Rang 60 Pf.

HAUS VATERLAND
KURFÜRSTENSTR. 111
Feiern und
Restaurant
Berlins
GEORG KEMPKINSKI

Trabrennen Mariendorf
Freitag, 26. Dez. (2. Feiertag)
nachmittags 1 1/2 Uhr

**Winter
Garten**
8 1/2 Uhr. Zentr. 2813. Nachden erlaubt.
1. Feiertag
2. Feiertag
3. Feiertag
Sonntag,
28. Dezember 4 Uhr u. 8 1/2
2X
Ein
ganz hervorragendes
Festprogramm

Volksbühne
Theater am Bülowplatz.
3 Uhr:
Die Matrosen
von Cattaro
8 Uhr:
Die Defraudanten
2. Feiertag
3 und 8 Uhr:
Die Defraudanten

**Deutsches
Künstler-Theat.**
Barbarossa 3937.
8 1/2 Uhr:
Zum goldenen
Anker
mit Käthe Dorsch
1. und 2. Weih-
nachtsfeiertag
nachm. 4 Uhr
Zum goldenen Anker
Premierenbesetzung
Ermäßigte Preise

**Renaissance-
Theater**
Steinplatz 6780.
8 1/2 Uhr:
Muß die Kuh
Milch geben?
mit: Albert Basserman
3.30 nachm.,
1. und 2. Weih-
nachtsfeiertag
Voruntersuchung
Originalbesetzung
Ermäßigte Preise

Barnowsky-Bühnen
Theater in
der Stresemannstr.
8 1/2 Uhr:
Ein idealer
Gatte
mit Harry Liedtke
Komödienhaus
8 1/2 Uhr:
Cocktail
Musik v. Ralph Benatzky

Berliner Theat.
8 1/2 Uhr:
Mrs. Cheneys
Ende
mit: Elisabeth Bergner.

**GROSSES
TÄGL. 8 UHR**
SCHAUPIEL-
HAUS
Im
weissen Rössl
Singspiel in vielen Bildern:
Cant. Spira, Hansen, Lieske, Wallburg,
Arno, Jankuhn, Paul Hörbiger, Lens,
Schaeffers, Winkelstein, Rols, Deoni,
Stark, Gattetbauer,
Original Tiroler Watschentänzer,
Original Tiroler Jodelerinnen-Quintett,
Musik-Trio aus Schlervace,
Jazz-Band: Girls u. Boys: Grosse Chöre.
Der Zeit entsprechend sind, trotz des
riesigen Andrangs, um 25% ermäßigt.
An beiden Weihnachtsfeiertagen 2 Vorstellungen.
Nachm. 3 Uhr Abendbesetzung Ermäßigte Preise.
Sonntag, den 28. Dezember, 12 Uhr vormittags
einmaliges populäres Jazzkonzert
Dajos Bela
Preise von —.75 M. an bis 3.50 M.

Regie: Erik Charell

**Restaurant
Gewerkschaftshaus**
SO 16, Engelufur 24-25
Fernruf F 7 5151 und 0407

Täglich
Gr. Künstlerkonzert
Guter und preiswerter
Mittagstisch

Reichhaltige Abendkarte in
bekannter Güte u. Preiswürdigkeit

Am 31. Dezember
Gr. Silvesterfeier
Tischbestellungen rechtzeitig erbeten
Eintritt frei

**Weihnachten
im
ROSE
THEATER**
Große Frankfurter Straße 132
Billettkasse: Alex. 3422 u. 3494
Jetzt auch U-Bahn: Strausberg-Platz
I. und II. Feiertag:
3 U.: Familie Hannemann
5 1/2 U.: Kukul
9 U.: Die Dollarprinzessin
III. Feiertag:
4 1/2 U.: Bastelhaus u. Quaseltre
7 u. 10 1/2 U.: Die Dollarprinzessin
IV. Feiertag:
2 1/2 U.: Peterchens Mondfahrt
5 1/2 U.: Die Dollarprinzessin
Dann täglich 8 1/2 Uhr:
Die Dollarprinzessin
Sonabends auch 7 und 10 1/2
Sonntags auch 2 1/2, 5 1/2 u. 9 Uhr
Voranzeige:
Ab 9. Januar jed. Dienst., Mittw.,
Donnerst. u. Freit., 5 1/2 Uhr wieder
Familien-Nachmittage
Aufgeführt wird
„Zwangsquartierung“
Preise von 30 Pf. bis 1.50 M.
Programme u. Garder. je 10 Pf.
Kaffee mit Kuchen, hier mit
Salzbrötchen je 30 Pf.

ZOO
An beiden Weihnachtsfeiertag.
ab 4 Uhr
Gr. Militärkonzert

Kleines Theat.
Täglich 8 1/2 Uhr:
Der Mustergatte
Schwank in 3 Akten
An beld. Feiertagen
4 Uhr
Kleine Preise
Meine Schwester
und ich

**Theater am
Schiffbauerdamm**
Norden 3513 u. 0251
Täglich 6 1/2 Uhr
Die Quadratur
des Kreises
Komödie v. Katalow
mit: Klerer, Lenja, Roh-
mann, Lora, Lingen.
Preise von 1.—12 M.
Heute und morgen
nachm. 3 1/2 Uhr
Dreigroschenoper
Piscator-Bühne
(Wallner - Theater)
Alex. 4592-93.
8 1/2 Uhr
Mond von links
Preise 0.50-5.00 M.
An beld. Feiertagen
3 1/2 Uhr
geschlossene Vorstellung.
Sonabend u. Stg.
3 1/2 Uhr
Mond von links.
Neues Theater
am Zoo
Am Bahnh. Zoo, Stpl. 6554
Täglich 8 1/2 Uhr
Der pr. Lacherfolg
Guido Thielscher
Das öffentliche
Aergernis
Preise 1 bis 8 M.
Am 1. u. 2. Feiertag
3 Uhr
Casper's
Wunderkabinett

Deutsches Theater
Heute geschlossen!
Ab morgen wieder täglich
8 Uhr
**Elisabeth
von England**
von Ferd. Bruckner
Regie: Helmut Wilpert
25., 26., 27. u. 28. Dez.
nachm. 3 1/2 Uhr
Berschwörung
Regie: Max Reinhardt.
Premierenbesetzung

Kammerspiele
8 1/2 Uhr:
**Jules
Julietto**
von Tristan Bernard
Regie: Hans Döpp
25., 26., 27. u. 28. Dez.
nachm. 4 Uhr
**Krankheit der
Jugend**
von Ferdinand Bruckner.
Regie: Gustav Hartung
Premierenbesetzung.
Kleine Preise

Die Komödie
8 1/2 Uhr
Die Fee
von Franz Molnar
Regie: Stefan Hock.
25., 26., 27. u. 28. Dez.
nachm. 4 Uhr
**Der Diener
zweier Herren**
Regie: Max Reinhardt
Premierenbesetzung.
Kleine Preise.

Parzellen und Wohnungen
Ohne Anzahlung!
St. Ronnstr. am v. 2.25 an
Waldparzellen
nahe dem ersten Seeufer
Siedlung „Waldesruh“ b. Sengig
30 Minuten vom Bahnhof
Königswusterhausen
u. b. Hauptbahnhof (kurz vor Dorf
Grün) a. Waldesruh, der zur Sied-
lung führt ge. Schild. Fahrzeit a.
Sengig 15 Min. bis Königswusterhausen
40 Min. Siedlungsfläche 30 Hekt. Keine
Auto-fahrt, busfähige Bldg. Preise!
M. Graepner, Berlin SW 20,
Solmsstr. 37 Tel. Bergmann 270.
Verk.: Wilh. Schulz, Großbeeren.
Süd. Siedl. Bldg. Tel. Rgm. 321
Parteilosen offen erhalt. Bergk. Bldg.

Deutsches Theater
Heute geschlossen!
Ab morgen wieder täglich
8 Uhr
**Elisabeth
von England**
von Ferd. Bruckner
Regie: Helmut Wilpert
25., 26., 27. u. 28. Dez.
nachm. 3 1/2 Uhr
Berschwörung
Regie: Max Reinhardt.
Premierenbesetzung

Kammerspiele
8 1/2 Uhr:
**Jules
Julietto**
von Tristan Bernard
Regie: Hans Döpp
25., 26., 27. u. 28. Dez.
nachm. 4 Uhr
**Krankheit der
Jugend**
von Ferdinand Bruckner.
Regie: Gustav Hartung
Premierenbesetzung.
Kleine Preise

Die Komödie
8 1/2 Uhr
Die Fee
von Franz Molnar
Regie: Stefan Hock.
25., 26., 27. u. 28. Dez.
nachm. 4 Uhr
**Der Diener
zweier Herren**
Regie: Max Reinhardt
Premierenbesetzung.
Kleine Preise.

Parzellen und Wohnungen
Ohne Anzahlung!
St. Ronnstr. am v. 2.25 an
Waldparzellen
nahe dem ersten Seeufer
Siedlung „Waldesruh“ b. Sengig
30 Minuten vom Bahnhof
Königswusterhausen
u. b. Hauptbahnhof (kurz vor Dorf
Grün) a. Waldesruh, der zur Sied-
lung führt ge. Schild. Fahrzeit a.
Sengig 15 Min. bis Königswusterhausen
40 Min. Siedlungsfläche 30 Hekt. Keine
Auto-fahrt, busfähige Bldg. Preise!
M. Graepner, Berlin SW 20,
Solmsstr. 37 Tel. Bergmann 270.
Verk.: Wilh. Schulz, Großbeeren.
Süd. Siedl. Bldg. Tel. Rgm. 321
Parteilosen offen erhalt. Bergk. Bldg.

**Besonders wirksam sind die
Kleinen Anzeigen
in der Gesamt-Auflage billig!
des Vorwärts und trotzdem**

2- und 2 1/2-Zimmer-Wohnungen
mit Zentralheizung und Warmwasserversorgung
Reinickendorf-Ost, Pankower Allee, Köhleweinstraße
Auskunft: Verwalter Hensel, Isarstr. 77, Tel. Reinick. 3655
Außerdem einige
1 1/2, 2, 2 1/2 u. 3-Z.-Wohnungen
sofort und später
Berlin NO 55, Grellstr. 50 a, (Bahnhof Weißensee)
Füssel, Alexander 7453
Berlin N 65, Swakopmunder Str. 22, Moch. Wedd. 1727
Berlin N 20, Soldiner Straße 57, Wiegand
Reinickendorf-Ost, Breitkopfstraße 43, Schmidt
Pankow, Treileborger Str. 41, Behrendt, Pkw. 3596
Adlershof, Kronprinzenstr. 120, Friedrich, Adlth. 7788
Siegitz, Opitzstraße 5, Buckwitz, Siegitz 6084
Wohnungsbau-Gesellschaft „Eintracht“
Berlin W 35, Potsdamer Str. 111, Kurfürst 3514-3517

Neubau-Wohnungen
für Alle — auch Ledige
nur noch 2-Zimmerwohnungen
mit Zentralheizung, Warmwasserversorgung u.
Zentralwaschküche. In Friedensgröße 60-62 qm
Miete und Umlage je nach Lage insgesamt
RM. 80.- bis RM. 86.-
Müllerstraße 94/98, Afrikanische Str.,
Swakopmunder Straße, Togostraße
Besichtigung: Täglich 10-5 Uhr, Sonntags 9-1 Uhr
Auskunft: Verwalter Moch, Swakopmunder Str. 22
Telephon: Wedding 1727.

Billige Wohnungen
ohne Zuschuß — ohne Mieterdarlehen
die letzten
1 1/2-, 2 1/2- u. 3-Z.-Wohnungen
Warmwasserversorgung, Ofenheizung mit geschl.
Loggia u. Wirtschaftsbalkon, 1 großes u. 2 kleine
Zimmer schon für 75 Mark
Landsberger Chaussee (Ecke Genslerstraße)
Verbindungen: Linie 66 u. 43 bis Werneuche Str.,
Anschl. Omnib. 41; Linie 33, 68, 176 bis Herzbergstr.,
Ecke Siegfriedstr.; Linie 8 b. Landsberger Chaussee
Vermit.: Tägl. 9-7 Uhr. Fernspr.: 85 Lichtsch. 4373

Was wollen Sie?
50 % Zinsen
durch risikolose Edelpeltierzucht
mit kleinstem Kapital oder
6 % Bankzinsen
Die Zucht von Edelpeltierern (Nerz, Nutria) ist auch
für den Großstädter ohne Land möglich. Fordern Sie
noch heute schriftlich Auskunft von
Gemeinnützige Edelpeltier-Zuchtvereinigung
Berlin-Brick, Grüner Weg 4

Konzerthaus Clou
Tanz und Unterhaltung! Zur Zeit
treten auf:
Senta Born in ihren Schattentänzen — Leuchtballer **Yvette Girard**
Elli Kurz, Opernsängerin — als Gast Fri. **Lewis** von der Haller-Revue
An den Weihnachts-
Feiertagen
Gr. Doppelkonzert und Tanz
Am
31. Dezember: **Fröhliche Silvesterfeier**

Rose - Theater
Gr. Frankfurter Str. 132
Tel. Alex. 3422 u. 3494
An beld. Feiertagen
3 Uhr
**Familie
Hannemann**
5.45 Uhr: Kukul
9 Uhr:
Die Dollarprinzessin

Philharmonie
7 1/2 Uhr
I. Weihnachtsfeier
KONZERT
mit Benutzung der
Konzert-Orgel
II. Weihnachtsfeier.
7 1/2 Uhr
Wiener-Abend
d. Philharmon. Orch.
Eintritt 1 M. Logen 2 M.
Wo spielt man
gut und billig?
Nur
Gross-Berlin
Alexanderplatz

Lustspielhaus
Kurt Götz
Täglich
8 1/2 Uhr
sowie an beiden
Weihnachtsfeiertagen
**Vom Lieben
und Lachen**

Theater d. Westens
Täglich 8 1/2
sowie an beiden Weih-
nachtsfeiertagen
Sensationeller
Operettenfolge!
**Viktoria
und ihr Husar**
Weihnachtspremiere
8 1/2 Uhr
Mamsell Nitouche
Operette von Heve
Tallmann, Adalbert, Jöben

Theater im Admiralspalast
An allen 3 Feiertagen
Deutsche Uraufführung:
Edgar Wallace
Auf den Fleck!
Sensationstück aus
Chicago Unterwelt.
Abends 8 1/2 Uhr.
An allen 3 Nachmittagen 3 1/2 Uhr
halbe Preise bei Premieren-Besetzg.
Tel. Meteor: 9901/9977/9880

Reichshallen-Theater
Abends 8 1/2 und an beiden Feiertagen
nachm. 5 1/2 Uhr
Das große Weihnachts-Programm der
Stettiner Sänger
Nachm. halbe Preise.
Dönhoff - Brettl:
Ein großartiges Fest-Programm!
— Kapelle Hans Sixtus!

Metropol-Theater
Täglich 8 1/2 Uhr
**Schön ist die
Welt**
Operette von Lehár
Richard Tauber, Gitta Alpar,
Schützendorf.
Weihnachten auch
nachm. 4 Uhr
Kleine Preise.

Elite-Sänger
Kottbuser Str. 6
F. 8. Oberb. 6070
Tägl. 8 1/2 U., auch
Sonntag und 2.
Feiertag 3 1/2 Uhr
an beiden
Feiertagen
3 Vorstellungen
2 1/2, 5 1/2, 8 1/2 Uhr
Weihnachts-
glocken
über Berlin
Großes
Weihnachts-
festspiel
Tagel. 11-2, Abends ab 8
nachmittags kleine Preise!

Konzerthaus Clou
Tanz und Unterhaltung! Zur Zeit
treten auf:
Senta Born in ihren Schattentänzen — Leuchtballer **Yvette Girard**
Elli Kurz, Opernsängerin — als Gast Fri. **Lewis** von der Haller-Revue
An den Weihnachts-
Feiertagen
Gr. Doppelkonzert und Tanz
Am
31. Dezember: **Fröhliche Silvesterfeier**

Rose - Theater
Gr. Frankfurter Str. 132
Tel. Alex. 3422 u. 3494
An beld. Feiertagen
3 Uhr
**Familie
Hannemann**
5.45 Uhr: Kukul
9 Uhr:
Die Dollarprinzessin

Philharmonie
7 1/2 Uhr
I. Weihnachtsfeier
KONZERT
mit Benutzung der
Konzert-Orgel
II. Weihnachtsfeier.
7 1/2 Uhr
Wiener-Abend
d. Philharmon. Orch.
Eintritt 1 M. Logen 2 M.
Wo spielt man
gut und billig?
Nur
Gross-Berlin
Alexanderplatz

Lustspielhaus
Kurt Götz
Täglich
8 1/2 Uhr
sowie an beiden
Weihnachtsfeiertagen
**Vom Lieben
und Lachen**

Theater d. Westens
Täglich 8 1/2
sowie an beiden Weih-
nachtsfeiertagen
Sensationeller
Operettenfolge!
**Viktoria
und ihr Husar**
Weihnachtspremiere
8 1/2 Uhr
Mamsell Nitouche
Operette von Heve
Tallmann, Adalbert, Jöben

Theater im Admiralspalast
An allen 3 Feiertagen
Deutsche Uraufführung:
Edgar Wallace
Auf den Fleck!
Sensationstück aus
Chicago Unterwelt.
Abends 8 1/2 Uhr.
An allen 3 Nachmittagen 3 1/2 Uhr
halbe Preise bei Premieren-Besetzg.
Tel. Meteor: 9901/9977/9880

Reichshallen-Theater
Abends 8 1/2 und an beiden Feiertagen
nachm. 5 1/2 Uhr
Das große Weihnachts-Programm der
Stettiner Sänger
Nachm. halbe Preise.
Dönhoff - Brettl:
Ein großartiges Fest-Programm!
— Kapelle Hans Sixtus!

Metropol-Theater
Täglich 8 1/2 Uhr
**Schön ist die
Welt**
Operette von Lehár
Richard Tauber, Gitta Alpar,
Schützendorf.
Weihnachten auch
nachm. 4 Uhr
Kleine Preise.

Elite-Sänger
Kottbuser Str. 6
F. 8. Oberb. 6070
Tägl. 8 1/2 U., auch
Sonntag und 2.
Feiertag 3 1/2 Uhr
an beiden
Feiertagen
3 Vorstellungen
2 1/2, 5 1/2, 8 1/2 Uhr
Weihnachts-
glocken
über Berlin
Großes
Weihnachts-
festspiel
Tagel. 11-2, Abends ab 8
nachmittags kleine Preise!

Carl Legien zum Gedächtnis.

Zur zehnten Wiederkehr seines Todestages.

Der Führer der Arbeiter.

Von Franz Klühs.

Neben der sozialistischen Bewegung ist die gewerkschaftliche Organisation der Arbeiterklasse in Deutschland nur in schwerem Ringen und heftigen Kämpfen gewachsen. Ihre ersten Anfänge reichen zurück in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Ihre Schicksale aber waren noch widerspruchsvoller als die der politischen Bewegung. Das Sozialistengesetz hatte bekanntlich auch die Gewerkschaften, ihre Kassen und ihre Blätter zertrümmert. Als dann das Gesetz seinem Ende zuneigte, waren allerdings schon an zahlreichen Orten neue Fachvereine vorhanden, teilweise auch schon Versuche zur zentralen Zusammenfassung dieser örtlichen Vereine gemacht worden.

Der große Aufschwung der gewerkschaftlichen Bewegung und die Erstarkung ihres wirtschaftlichen und kulturellen Einflusses begannen aber erst mit dem Fall des Sozialistengesetzes. Unmittelbar nach Wiederherstellung des „gemeinen Rechts“ in Deutschland erfolgte damals die Gründung der gewerkschaftlichen Spitzenorganisation, der „Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands“ unter Führung Carl Legiens, dessen Name in der Geschichte der Arbeiterbewegung nicht untergehen wird.

Carl Legien stammte aus dem Osten des Reiches. In Marienburg in Westpreußen war er am 1. Dezember 1861 zur Welt gekommen. Zu früh für den kleinen Erdenbürger starben seine Eltern. Der Verwalter wurde im Waisenhaus erzogen und dann zu einem Drechsler in die Lehre gegeben, damit er während fünf langer Jahre sich in die Geheimnisse des Berufes vertiefe. Nach Beendigung dieser langen Beherzeit ging er als Zwanzigjähriger, wie es damals noch des Handwerks Brauch, auf die Wanderschaft. Er arbeitete bald hier, bald dort, kam vom Osten des Reiches nach dem Süden und Westen, und schließlich landete er 1886 in Hamburg, das damals schon eine vergleichsweise starke Arbeiterbewegung hatte, nachdem er bereits in Frankfurt am Main der Sozialdemokratischen Partei beigetreten war.

In Hamburg wirkte er bald im Fachverein der Drechsler mit hingebendem Eifer, organisatorischer Begabung und mit großer Sachkunde. Als dann 1887, nicht zuletzt auf sein Betreiben, der Zusammenschluß der örtlichen Drechsler-Fachvereine zu einem Verbande notwendig war, wurde Carl Legien Vorsitzender dieser neuen Zentralorganisation. Erst 26 Jahr alt, hatte er auf diesem Posten Gelegenheit, in Besprechungen und größeren Versammlungen in ganz Deutschland seine agitatorischen und organisatorischen Fähigkeiten zu erproben. Erst vom Jahre 1889 ab konnte dafür eine Entschädigung von siebenhundert Mark im Jahre ausgeworfen werden, also rund 58 M. im Monat oder nicht ganz 13,50 M. in der Woche!

Im Herbst 1890 veranlaßte das Ausnahmegesetz, das die Arbeiterbewegung zwölf Jahre lang getriebelt hatte, neue Entwicklungsmöglichkeiten taten sich auf. Die Fachverbände — noch gespalten in lokale und zentrale Organisationen — mußten sich auf die neue Zeit umstellen. Eine Konferenz der Gewerkschaften wurde nach Berlin berufen, um Richtlinien für gemeinsames Vorgehen zu beraten. Auch Carl Legien nahm als Vertreter der Drechsler an der Konferenz teil. Er legte ihr einen ausgearbeiteten Organisationsplan vor, der die Zusammenfassung von Verbänden verwandter Berufe zu Unionen und die gegenseitige Unterstützung bei Lohnkämpfen vorsah. Zwar konnte sich die Konferenz bei dem damaligen Stande der Organisationen noch nicht entschließen, diesem weitgreifenden Plane zuzustimmen, aber trotzdem ist sie für die Entwicklung der Gewerkschaften von überragender Bedeutung geworden. Sie setzte ein besonderes Komitee ein, das den Namen „Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands“ — jetzt „Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund“ — erhielt und bestimmt war, die schwachen Verbände sowohl mit gutem Rat als mit Materialien zu unterstützen und die gemeinsamen Interessen aller Gewerkschaften wahrzunehmen.

Carl Legien wurde Vorsitzender dieser neuen und wichtigen Kommission. Er ist es bis zu seinem Tode — 26. Dezember 1920 — geblieben. Mehr als 30 Jahre hat er an der Spitze der Bewegung gestanden, die heute allgemein anerkannt ist in ihrer kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Bedeutung, die aber in ihren Anfängen schwer ringen mußte, um sich Geltung zu verschaffen. Auf dem ersten Kongreß der Gewerkschaften in Halberstadt im Jahre 1892 umriß Legien die Aufgaben der gewerkschaftlichen Organisationen dahin, daß sie zwar nicht die Lösung der sozialen Frage herbeiführen, wohl aber in der Gegenwart wesentlich die Emanzipationsbestrebungen der Arbeiterklasse unterstützen könnten. Ungefähr zur gleichen Zeit veröffentlichte er im „Sozialpolitischen Zentralblatt“ einen Aufsatz, in dem er gerade diese allgemein bildende und erziehende Aufgabe der gewerkschaftlichen Organisation besonders unterstrich:

„Gleich den Pionieren haben die Gewerkschaften den Boden zu ebnen für eine höhere geistige Auffassung und durch Erzielung besserer Lohn- und Arbeitsbedingungen, die Arbeiterklasse vor Verelendung und Verflumpung zu bewahren und so die Massen der Arbeiter zu befähigen, die geschichtliche Aufgabe, welche dem Arbeiterstand zufällt, lösen zu können.“

Die gewerkschaftlichen Organisationen sind gleichsam als eine Schule der Arbeiter zu betrachten, und jede Stärkung der Organisation muß die erzieherische Wirksamkeit erhöhen. Der Lohnkampf aber erzeugt und stärkt die Eigenschaften, welche dem Arbeiter eigen sein müssen, um ihn zu befähigen, eine Umgestaltung des heutigen Produktionsprozesses herbeiführen zu können. So werden die Gewerkschaftsorganisationen, die anscheinend nur zu



dem Zwecke gebildet worden sind, um dem Arbeiter bessere Existenzbedingungen zu schaffen, gleichzeitig zu einer Schule und Bildungsstätte des Proletariats.“

Diese hohe Auffassung von den Zielen und Zwecksetzungen der Gewerkschaften — die nach der Lebensart des Unter-

nehmers nichts als Streikvereine sein sollten — hat Legien durch die Jahrzehnte festgehalten, sie niemals abgeschwächt, wohl aber angesichts der steigenden Kraft und dem Aufstehen neuer Probleme nur erweitert.

Carl Legien besaß unstreitig hervorragende Führereigenschaften. Nicht in blendender Beredsamkeit sondern in kühler Sachlichkeit lag seine Stärke. Er wußte, daß die gewerkschaftlichen Organisationen eine unbedingte Notwendigkeit seien für die wirtschaftliche, soziale und kulturelle Hebung der Gesamtarbeiterschaft. Diese Notwendigkeit auch den Arbeitermassen selbst nahezubringen, in den Organisationen Schutz- und Trugbündnisse gegen soziale Not und Ausbeutung jeder Art zu erreichen, darin erblickte er seine Lebensaufgabe. Aber darüber hinaus war ihm der politische Kampf um die Gleichberechtigung der Arbeiterklasse eine Selbstverständlichkeit. Schon 1893 wurde er in Kiel als sozialdemokratischer Abgeordneter zum Reichstag gewählt, und bis zu seinem Tode ist er es geblieben. Im Reichstag galt sein Wort. Man wußte, daß durch ihn die wachsenden Massen der Gewerkschaftsmitglieder sprachen.

Ihm und seiner Initiative war auch der internationale Zusammenschluß der Gewerkschaften zu danken. Als Sekretär dieser internationalen Gewerkschaftsorganisation hat er sich weitere unschätzbare Verdienste um die Gesamtstellung der Arbeiterklasse erworben. Nach dem Kriege gab er das Amt ab, als die Verlegung des Sitzes des Internationalen Gewerkschaftsbundes nach Amsterdam sich nötig machte.

Legien war der Typus des deutschen Arbeiters, der aus sich selbst gewachsen ist: gewissenhaft, zäh und im Grunde unbeirrbar. Ein Beispiel der Pflichterfüllung bis zum letzten, ein Wegweiser in die bessere Zukunft!

Wie Goebbels seine Freunde verriet

Ein Kapitel aus der Geschichte der Hitler-Partei.

Die NSDAP. befand sich im Herbst 1925 in einem, wenn auch mühseligen, so doch nur durch den Marxismus gestörten Vorwärtsschreiten.

Da schlug die entscheidende Stunde: Mitte November 1925 erhielt Adolf Hitler in München Nachricht von einer geplanten Tagung der nord- und westdeutschen Gaue seiner Partei in Hannover zwecks Gründung einer Arbeitsgemeinschaft, die, was er unsicher feststellen konnte, sich ausdrücklich gegen ihn und den süddeutschen Legaten, sozialistischen Kurs Münchens richten sollte. Führer dieser Tagung war Gregor Strasser, gemeinsam mit Otto Strasser. Erster und letzter Punkt der Tagung war gesprochen und ungesprochen nur ein Thema: Sozialismus.

Aufs tiefe Befürchtung, fandte Hitler seinen treuen Abtats Göttried Feder nach Hannover, um diese Meuterei niederzuhalten. Hitlers Vertreter wurde dort von den versammelten Gauführern des Westens und Nordens ein erschreckender Empfang bereitet. Der Sekretär Gregor Strassers, ein junger Mann namens Dr. Joseph Goebbels, forderte sogar, Herrn Feder, „diesen Spießhütler“, von der Tagung auszuschließen. Es ging erregt her auf dieser Zusammenkunft, die von den Führern der Gaue Schlesien, Rheinland-Nord, Westfalen, Hannover, Bielefeld-Stade, Schleswig-Holstein und Pommern besucht war, und bezeichnend ist der Ausdruck des Hannoveraners Ruff (heute Reichstagsabgeordneter):

„Wir lassen uns nicht von einem Münchener Pappi regieren!“ ...

Die einzelnen Beschlüsse der Tagung waren scharfste antikapitalistische und wurden — was sämtliche Beteiligten heute vergessen haben — alle fast einstimmig angenommen. Für Hitler traten nur Feder und Dr. Ruff, der Gauführer Rheinland-Süd, ein.

Dieses Werk der sozialistischen Richtung war der Anlaß des Kampfes auf der im Frühjahr 1926 stattfindenden Führertagung zu Bamberg, wo Hitler die Meuterei ausrotten wollte. Diese Tagung endete mit einem vollen Siege Hitlers. Der Tagungsort war geschickt gewählt, und ein alter Jagdschlösschen hätte den Reich bekommen können über die Regierungskünste des Anfängers Hitler. Die norddeutschen Gauführer waren nicht in der Lage, schon der Reisepesen wegen, die Tagung vollständig zu besuchen. Für die (Hannoversche) Arbeitsgemeinschaft waren nur Gregor Strasser und Dr. Goebbels erschienen, wohingegen die gesamte bayerische Kitterschaft in die Bamberger Arena einritt.

Hier konnte Göttried Feder, der Mann mit dem „Programmatik-Komplex“, tolle Reden für Hannover nehmen. Angespornt durch den großen Manitou-Hitler, zerfällte er die norddeutschen Sozialisten in kleinste Stücken, die er noch mit dem Schreialz des Bolschewismus befreite, auf daß sich der deutsche Spießhütler unter dem Hakenkreuz scheue, sie jemals in den Mund zu nehmen. Manitou-Hitler höchstselbst feuerte einige Donnerkeile, und so geschah es, daß Gregor Strasser für seinen Entwurf nicht einmal eine Diskussion erreichte. Die Arbeitsgemeinschaft wurde für aufgelöst erklärt.

Tot, erschossen mit der von der Eminenz geladenen Oktoberwiesen-Pistole.

Triumphierend zog Manitou-Hitler gen Süden und mit ihm — Herr Dr. Paul Joseph Goebbels, der nach Bamberg als Sekretär Strassers hinarbeitete, war, dort seinem Meister und dem von ihm in Hannover beschworenen Programm den Dolchstoß gab und als letzten Akt Benjamin nach München mitgenommen wurde.

Der Verrat des Dr. Goebbels, der, in Bamberg die Konjunktur mitternd, alles verleugnete, was er in Hannover selbst angedeutet,

steht einzig da in seiner an Fouche erinnernden wurschtelnden Blödsinnigkeit. Hitler nagelte den ehegeizigen jungen Mann, dessen seit Aeon nicht mehr unbekanntes Nebetalent weder Grundfähre, noch Strupel befürchten ließ, sofort fest, indem er in München, in der Kooba des nationalsozialistischen Welta, im „Zirkus Arena“, auftreten ließ. Hier hat Goebbels dann in großer öffentlicher Rede seine endgültige Schwentung von Nord nach Süd — vom Sozialismus zum Hitler-Faschismus — für immer polizogen. Damit war die Nordfront durchbrochen, die sozialistischen Strömungen lahmgelegt.

Aber die Karriere war gemacht! So schamlos gemacht, daß der Chef der nationalsozialistischen Sturmabteilungen, Hauptmann von Pfeiffer, Reaktionär reinsten Geblüts, nach der Rede zu dem umgeschwenkten Sekretarius sagen konnte:

„Ich bin zwar kein Sozialist, aber ich finde, Sie haben heute einen unerhörten Verrat an Ihren Freunden verübt!“

Rüschewo — ein Jahr später war Dr. Goebbels Gauleiter im wichtigsten Abschnitt: Berlin!

(Aus Wittenberg: „Adolf Hitler — Wilhelm III.“ (Verlag Ernst Rothmann, Berlin).)

Weihnachtseisend in Berlin.

426 400 Berliner ohne Arbeit.

Wie im Reich hat sich auch der Arbeitsmarkt im Bereich des Landesamts Brandenburg, das Berlin, Brandenburg und die Grenzmark umfaßt, in den ersten beiden Dezemberwochen weiter stark verschlechtert.

Die Zahl der Arbeitsuchenden stieg vom 1. bis 15. Dezember um 41 722 auf 599 120. Allein auf Berlin entfielen hiervon 426 402 Arbeitsuchende. Nur 257 500 von diesen Erwerbslosen in Berlin wurden durch die Arbeitslosenversicherung und die Arbeitsfürsorge unterstützt, also rund 170 000 Erwerbslose sind auf die städtische Wohlfahrtspflege angewiesen. Bereits jetzt hat die Erwerbslosigkeit innerhalb des Landesamts Brandenburg einen Stand erreicht, der die Höchstbelastbarkeit im vergangenen Krisenwinter um 21 Prozent übersteigt. Allerdings wurden im vergangenen Jahr zahlreiche Wohlfahrtsdienstleistungen von der Statistik noch nicht erfasst.

Der Zugang der neuen Arbeitsuchenden ist hauptsächlich auf Entlassungen im Baugewerbe, den Baustoffindustrien und in der Landwirtschaft zurückzuführen. Aber auch in der Metallindustrie, die seit Monaten bereits einen Rekord an Arbeitslosen aufweist, haben neue Entlassungen stattgefunden. Technische Kräfte wurden besonders zu Konstruktionsarbeiten vom allgemeinen Maschinenbau angefordert, jedoch nahm andererseits die Arbeitslosigkeit bei den kaufmännischen Angestellten weiter zu.

Weihnachtsamnestie in Sachsen.

185 Begnadigungen verfügt.

Dresden, 24. Dezember.

Aus Anlaß des Weihnachtseises sind vom sächsischen Justizministerium 185 Begnadigungen verfügt worden. Dadurch sind größtenteils Gefangene in Freiheit gesetzt worden. Im übrigen wurden Straftaten gemildert, auch Bewährungsfrist wurde in einer Reihe von Fällen bewilligt.

An die Filmoberprüfstelle. Rettet Deutschlands Ansehen!

Die unterzeichnete Organisation gestattet sich, die Filmoberprüfstelle darauf hinzuweisen, daß noch längst nicht in ausreichendem Maße von der Möglichkeit Gebrauch gemacht worden ist, Deutschlands Ansehen im Ausland durch Filmverbote in günstigem Sinne zu beeinflussen.

Wie die Stellungnahme gegen den Film „Im Westen nichts Neues“ eindringlich beweist, ist der energische Wille vorhanden, in der gekennzeichneten Richtung zu wirken. Die Filmoberprüfstelle wird es daher sicherlich begrüßen, wenn sie bei solchen Bestrebungen nicht nur durch diejenigen Organisationen und Landesregierungen unterstützt wird, die in enger und enger Verbundenheit mit der Nationalsozialistischen Partei zu arbeiten bemüht sind, sondern sich auch auf solche Teile des deutschen Volkes stützen darf, die es bisher unterlassen haben, sich mit lautem Geschrei ihrer Geburt innerhalb derselben Grenzpfähle zu rühmen.

Aus diesen Erwägungen heraus und eingebend des Sprichwortes: „Es lehre jeder vor seiner Tür“, gestatten wir uns, auf ein zweites Filmverbot hinzuweisen, das in Anlehnung an das Rabelungenlied nach dem Manuskript einer deutschen Frau, unter Mitwirkung deutscher Schauspieler und eines deutschen Spielers, durch eine deutsche Filmgesellschaft in Deutschland hergestellt worden ist und die Titel führt:

„Siegfrieds Tod“ und
„Ariemhilds Rache“.

Es handelt sich bei den dargestellten Personen um typische Vertreter führender Schichten der germanischen Urbevölkerung zu beiden Seiten des als deutsches aller Ströme gepriesenen Rheins.

Sollte der Stolz wirklich national empfindender Kreise auf ihre Abstammung nicht in empfindlicher Weise dadurch verletzt werden, daß im Film hochgestellte Führerpersönlichkeiten als wortbrüchige Mordmörder der ihnen treu ergebenen Volksgenossen dargestellt werden, und daß zwar nicht ein Dolchstoß, wohl aber ein Speerwurf in den Rücken als eine unter fürstlichen Trägern ferndeutscher Namen mögliche Handlungsweise hingestellt wird?

Bei der gerade in den letzten Monaten von gewissen Kreisen sehr oft und reichlich laut betonten Verbundenheit mit der alten und ältesten deutschen Vergangenheit und bei der Lobpreisung ihres rassenreinen Germanentums kann durch die Duldung des genannten Films im Ausland allzu leicht ein hoffentlich falscher Eindruck von den Beweggründen erweckt werden, die zu einer solchen Einstellung geführt haben.

Oder ist es etwa unbedenklich, einen Film vorzuführen, der die Ausführung eines hinterhältigen Mordplanes als typisches Beispiel deutscher Frühgeschichte herausgreift und noch dazu die verbundenen Verhältnisse jahrelang unverfolgt und unbestraft läßt, obwohl der befehlige Begleiter als leuchtendes Beispiel ehrliegender Tapferkeit und treuer Dienstbereitschaft gegenüber seinen Volksgenossen zu gelten hat?

Dabei kann die Mordtat, die Ariemhild später unter ihren Blutsverwandten anrichtet, nicht einmal als eine gerechte Bestrafung empfunden werden. Denn sie bedient sich zur Befriedigung ihres wahnhaften Hasses der fremdbräutigen Erbfeinde des deutschen Volkes jener Zeit und hat sich die Möglichkeit dazu durch die verwerfliche eheliche Verbindung mit dem vielschneidigen König der Hunnen verschafft. Sollte diese Frau fürstlicher Abstammung etwa als ein Muster deutschen Frauentums empfunden werden können?

Gibt etwa der selbe Kindermord durch Hagen, der das angezeigte Menschenleben auf die Spitze treibt, einen begrüßenswerten Eindruck von heldenhafter Kampfesweise?

Es wäre nicht zu verantworten, wenn im Ausland der Eindruck entsteht, daß die filmische Darstellung dieser unerhörten blutigen Vorgänge in Deutschland begünstigte Anerkennung findet.

Tatsächlich hat man aber den Rabelungenlied nicht etwa verboten, sondern sogar zur Vorführung vor Jugendlichen zugelassen. Auf Grund dieser Zulassung hat er erst kürzlich wieder Berliner Volksschulkindern vorgeführt werden können, obwohl solche Vorführungen zweifellos geeignet sind, niedrigste Instinkte zu wecken.

Auch ohne die uns bekannten Befestigungen aus Lehrerkreisen wären wir überzeugt davon, daß der Film keineswegs geeignet ist, erzieherisch im guten Sinne auf Kinder und Jugendliche einzuwirken. Er gibt vielmehr dem Nachahmungsbedürfnis Minderjähriger in solcher Richtung so nachdrückliche Impulse, daß mit Recht von einer Gefährdung ihres Innenlebens gesprochen werden kann.

Eine solche Wirkung ist besonders deshalb zu befürchten, weil zur Zeit gerade Jugendliche unter Mißbrauch nationaler Schlagworte zu Gemeinwesen angereizt und zu Heldentaten verführt werden, für die ihnen bei ihrer Begeisterungsfähigkeit der Film die passenden Beispiele bietet, weil die in ihm auftretenden Personen als deutsche Helden empfunden werden.

Wir sind überzeugt davon, daß gerade der falsch verstandene und nichlos überhöhte Stolz auf ihr Germanentum jugendliche Wirtsköpfe in ihrer Raufucht und Händelsucht bestärkt und zu derartig furchtbaren Betragen verleitet, wie es bei den Berliner Demonstrationen gegen den Film „Im Westen nichts Neues“ in die Erscheinung getreten ist, und daß dadurch nicht nur Deutschlands Ansehen im Ausland, sondern auch die öffentliche Ruhe und Sicherheit ernstlich gefährdet wird.

Wir fordern deshalb öffentlich nicht nur die Aufhebung der Vorführungs- und Verleihung für Jugendliche, sondern auch ein Verbot oder andere geeignete Maßnahmen, um den Vertrieb an das Ausland zu verhindern. Die Organisation von Straßenumzügen lehnen wir ab und hoffen trotzdem auf gebührende Berücksichtigung der angeführten Gründe.

Bund der Freien Schulgesellschaften Deutschlands e. V.

Arbeitgeber als Steuerkassierer. Bürgersteuer in Raten.

Das Reichsfinanzministerium teilt mit:

Nach den maßgebenden Bestimmungen hat der Arbeitgeber die Bürgersteuer bei Lohnempfängern in zwei gleichen Raten bei der ersten, auf den 10. Januar 1931 und 10. März 1931 folgenden Lohnzahlung einzubehalten. Zur Erleichterung für die Arbeitnehmer hat der Reichsminister der Finanzen im Einvernehmen mit den Reichsaufsichtsräten die Arbeitgeber ermächtigt, in den Fällen der Lohnzahlung für Zeiträume von nicht mehr als einer Woche den Betrag jeder der beiden Bürgersteuerkassen auf die Lohnzahlungen in der Zeit vom 11. bis 24. Januar 1931 bzw. 11. bis 24. März 1931 zu verteilen.

In den Fällen, in denen die Lohnzahlung wöchentlich am Freitag erfolgt, könnte, wenn von der Ermächtigung Gebrauch gemacht wird, die eine Hälfte der Bürgersteuerkassen bei der Lohnzahlung am Freitag, dem 16. Januar, und die andere Hälfte am Freitag, dem 23. Januar, einbehalten werden.

Kann Rundfunk billiger werden?

Gebührenerlaß für Arbeitslose ist notwendig.

Die Lage des Rundfunks.

Von Dr. Paul Hertz, MdR.

Mitglied des Verwaltungsrats der Deutschen Reichspost.

Die Preisentlastung der Reichspost soll auch eine Gebührenerlaß der Reichspost zur Folge haben. Da die Reichspost aber nicht nur höhere Beträge als bisher an das Reich abzuführen muß, sondern im Rechnungsjahr 1930 auch einen Fehlbetrag von 125 Millionen Mark hat, so wird das finanzielle Ausmaß der Ermäßigung der Gebühren sehr beschränkt sein müssen. Trotzdem ist es verständlich, daß auch die Teilnehmer am Rundfunk sich melden und eine Ermäßigung der Rundfunkgebühren verlangen. Ein Gutes hat diese Forderung jetzt bereits gehabt: eine Zeitlang bestand bei der Reichsregierung die Absicht, aus dem Rundfunk höhere Einnahmen für das Reich zu erzielen. Das sollte geschehen entweder durch eine Erhöhung der Rundfunkgebühren oder durch die Erhebung einer Steuer auf hochwertige Empfangsapparate. Diese Absicht, gegen die die ernstesten Einwände geltend gemacht wurden, sind inzwischen fallengelassen worden. Man kann auch annehmen, daß sie damit endgültig begraben sind.

Weil schwieriger aber wird eine Ermäßigung der Rundfunkgebühren zu erreichen sein.

Gewiß ist die Rundfunkgebühr mit zwei Mark monatlich in Deutschland am höchsten. Alle übrigen Länder haben niedrigere Gebühren. Es ist außerdem zu berücksichtigen, daß die Zahl der Rundfunkteilnehmer in Deutschland ständig steigt. Infolgedessen wachsen auch die Gesamteinnahmen. Da nur ein Teil der Gebühren zur Deckung der Unkosten der Rundfunkgesellschaften dient, so wächst auch der Betrag, den die Reichspost aus der Rundfunkbewegung erhält. Andererseits steigen allerdings auch die Ausgaben, und zwar sowohl bei den Rundfunkgesellschaften als auch bei der Reichspost, so daß die Möglichkeit besteht, daß eine Beschränkung der Einnahmen eine Ermäßigung der Ausgaben und damit eine Störung der Entwicklung und Ausgestaltung des Rundfunks nach sich zieht.

Betrachtet man die Entwicklung des Rundfunks im einzelnen, so ist zunächst festzustellen,

daß die Teilnehmerzahl im Jahre 1929 von 2635 000 auf 3 066 000, also um 431 000 = 16 Prozent, zugenommen hat.

Die Zunahme hat sich allerdings in den letzten Jahren wesentlich verlangsamt. Das ist nicht nur auf die wirtschaftliche Notlage zurückzuführen, die die Beschaffung und Unterhaltung eines Rundfunkapparates für viele Kreise der Bevölkerung immer schwieriger macht, sondern auch auf schwierige Empfangsverhältnisse.

Bei einer Teilnehmerzahl von knapp 3 Millionen im Durchschnitt des Jahres 1929 wird durch die Rundfunkgebühr

eine Gesamteinnahme von etwa 72 Millionen jährlich

erzielt. Ursprünglich entfielen davon etwa 60 Prozent auf die Rundfunkgesellschaften und nur 40 Prozent auf die Reichspost. Durch eine Neuordnung wurde die Reichspost wesentlich stärker berücksichtigt, so daß jetzt die Gebühr etwa zu gleichen Teilen auf Reichspost und Sendegesellschaften entfällt. Die Sendegesellschaften haben im Jahre 1929 aus den Gebühren eine Einnahme von 37,8 Millionen erhalten und insgesamt Einnahmen von 88,9 Millionen gehabt.

Mit dieser Summe haben die Sendegesellschaften ihre dauernden steigenden Ausgaben und Ausgaben zu bestreiten. Mehr als die Hälfte ihrer Gesamteinnahmen sind im Jahre 1929 für die Kosten des technischen Betriebes und die Programmkosten aufzuwenden gewesen, und zwar mehr als 22 Millionen Mark. Gegenüber dieser Summe treten die allgemeinen Unkosten sowie die Ausgaben an Reichsrundfunkgesellschaften u. a. erheblich zurück. Ein Ueberschuß ist erzielt worden der Betrag von rund 2 Millionen Mark, von dem fast die Hälfte in eine Sonderrücklage gestossen ist. Bei der Beurteilung dieser Ausgaben der Sendegesellschaften muß berücksichtigt werden, daß der deutsche Rundfunk größere Ausgaben notwendig macht als das Sendewesen anderer Länder.

Die einbehaltenen Beträge sind binnen einer Woche nach der letzten Lohnzahlung (in dem Beispiel bis zum 30. Januar) an die Gemeindefassungen abzuführen.

Dufrie-Scandal zieht weitere Kreise. Ein jynischer Unterstaatssekretär.

Paris, 24. Dezember. (Eigenbericht.)

Die Untersuchungskommission im Dufrie-Scandal hat am Mittwoch eine neue Protestdemonstration beim Justizminister unternommen und erreicht, daß ihr innerhalb einer Frist von acht Tagen eine genaue Aufstellung über alle parlamentarische Gesetze wird, die je irgendwie mit Dufrie in Verbindung gestanden haben. Außerdem hat sie den ehemaligen Unterstaatssekretär Vidal über die Zulassung der Enla Viscosa-Mitlen vernommen. Vidal erklärte, daß er in Wahrheit seiner eigenen Interessen gehandelt habe und nicht für Rechnung Dufries, da er zum Ausschussratsmitglied der Enla Viscosa in Aussicht genommen gewesen war. Wenn Dufrie ihm einen „Borichur“ von 13 000 Franken gegeben habe, so sei seine Persönlichkeit dafür eine genügende Garantie gewesen. „Ja, diese Antwort genügt uns ja“, erklärte der Abg. Wandel in bittigem Tone. Vidal protestierte vergeblich und wurde in eifrigem Schweigen verabschiedet. Zum Schluß beschloß die Kommission, am zweiten Feiertag den ehemaligen Finanzminister Caillaux sowie einige Beamte vom auswärtigen Amt und vom Handelsministerium zu vernehmen.

Indianerüberfall auf Fords Plantage. 21 Personen getötet.

Rio de Janeiro, 24. Dezember.

Die im Innern des nordbrasilianischen Staates Para gelegenen großen Gummipflanzungen Fords sind von Indianern überfallen worden. Dabei sollen 21 Anwesende getötet und mehrere verschleppt worden sein. Die Regierung des Staates Para hat ein amerikanisches Vertretungsbüro beschlagnahmt, um die auf der Plantage anwesenden Amerikaner in Sicherheit zu bringen. Nach den Plantagen sind Truppen entsandt worden, deren Eintreffen jedoch nicht vor Ende der Woche erwartet wird.

Der deutsche Hörer stellt bedeutend höhere Ansprüche an das Programm, so daß nicht nur die Ausgestaltung des Programms, sondern auch die Organisation des Rundfunks auf einer wesentlich höheren Stufe vollzieht als in anderen Ländern.

Der der Reichspost verbleibende Teil der Rundfunkgebühren stellt aber nun keineswegs eine Reineinnahme dar, der keine Unkosten mehr gegenüberstehen, und die als Ueberschuß angesehen wäre. Aus dem der Reichspost verbleibenden Teil der Einnahmen müssen nicht nur die Einziehungskosten für die Gebühren, sondern auch die Aufwendungen für die allgemeinen technischen Anlagen des Rundfunks und eine große Zahl von anderen Ausgaben bestritten werden, die der Reichspost durch die enge Verbindung mit dem Rundfunk erwachsen. Wenn auch diese Ausgaben den Gesamtbetrag der Einnahmen aus dem Rundfunk nicht erreichen, so muß man jedoch berücksichtigen, daß die technische Entwicklung des Rundfunks noch in den Anfängen steht.

Besonders für die Verbesserung der Empfangsverhältnisse muß noch außerordentlich viel geschehen. Gegenwärtig sind die Empfangsverhältnisse in weiten Teilen des Deutschen Reiches so ungünstig, daß nur noch mit hochwertigen Apparaten ein einwandfreier Empfang möglich ist.

Es ist infolgedessen einleuchtend, daß eine Verbesserung der Empfangsverhältnisse für alle Teilnehmer des Rundfunks das wertvollste sein muß. Dadurch tritt auch eine wesentliche Verbilligung ein, weil man statt eines teureren Apparates mit einem billigeren Apparat dieselbe Leistung zu erzielen vermag. Je besser die Empfangsverhältnisse sind, um so größer wird auch der Kreis der Personen sein, die für den Rundfunk Interesse bekommen. Unter diesen Umständen muß man die Absicht der Reichspost, durch Errichtung von zehn Großsendern den Empfang im ganzen Deutschen Reich vollkommen einwandfrei zu gestalten, nicht nur begrüßen, sondern auch praktisch fördern. Die Errichtung eines solchen Großsenders aber kostet 2½ Millionen Mark, insgesamt also 25 Millionen. Diese Summen können nur aus den Ueberschüssen des Rundfunks entnommen werden. Würde die Rundfunkgebühr auch nur um 50 Pf. ermäßigt werden, so würde das im Jahre 1929 einen Ausfall von etwa 18 Millionen Mark hervorgerufen haben. Da die Beträge an die Sendegesellschaften nicht noch weiter getürzt werden können, wenn man nicht ihre Leistungen herabsetzen will, so müßte diese Summe an dem Anteil der Reichspost gespart werden. Der Rundfunk würde aus einem Ueberschußbetrieb ein Zuschußbetrieb werden. Vor allem aber würde der Ausbau des Rundfunks und seine technische Ausgestaltung unterbleiben müssen. Sicher aber werden fast alle Rundfunkhörer einig sein in der Auffassung, daß ein schlechter Empfang bei 1,50 Mark monatlich teurer ist, als ein guter Empfang bei 2 Mark. Trotzdem bleibt es notwendig, für später eine Ermäßigung der Rundfunkgebühr in Aussicht zu nehmen. Sie wird möglich sein in der Zeit, in der der technische Ausbau einigermaßen vollzogen ist.

Inzwischen aber erwirkt sich eine Milderung für einzelne bedürftige Schichten der Bevölkerung als dringend notwendig.

Gegenwärtig gibt es etwa 80 000 Genehmigungen, welche unentgeltlich an Blinde, Schwerkranken, Kranke, an Krankenhäuser, Heilanstalten, Heime usw. erteilt worden sind. Das ist aber nicht ausreichend. Das Teilnehmerverhältnis hat nur viertertheilig geistigt werden. Das muß in all den Fällen härten und Unbilligkeiten hervorrufen, in denen eine plötzliche Verschlechterung der Einkommensverhältnisse die Aufrechterhaltung des Abschlusses unmöglich macht. Gerade in der gegenwärtigen Wirtschaftskrise müßte infolgedessen für diejenigen Teilnehmer, die erwerbslos sind und sich in einer Notlage befinden, die Rundfunkgebühr erlassen werden. Eine solche Maßnahme würde auch zu einer Vereinfachung der Einziehung der Gebühren führen und nicht zu einer Erschwerung, wie manchmal behauptet wird. Denn gerade im Falle von Zahlungsunfähigkeit entstehen der Postverwaltung bei der Einziehung der Gebühren Unkosten, die sich durch ein solches Verfahren vermeiden lassen.

Selbstmord des Komponisten Redbal. Vom zweiten Stock abgesprungen.

Wien, 24. Dezember.

Wie hier bekannt wird, hat sich der bekannte Operettenkomponist Oskar Redbal, der seit einigen Tagen in Ungarn zur Aufführung seines Balletts „Der faule Hans“ weilte, am Mittwoch aus dem zweiten Stock des Nationaltheaters in die Tiefe gestürzt. Er erlitt einen schweren Schädelbruch und war auf der Stelle tot.

Ueber die Ursache des Selbstmordes gehen hier verschiedene Gerüchte um. Es heißt, daß ein Weiden in Verbindung mit materiellen Schwierigkeiten den sechzigjährigen Mann zur Tat bewogen haben.

800 Todesopfer des Vulkans. Neuer Ausbruch des Merapi auf Java.

Amsterdam, 24. Dezember.

Wie aus Batavia gemeldet wird, sind durch neue Ausbrüche des Merapi 40 Ortschaften durch die glühenden Lavamassen und den Aschentregen zerstört worden. Der größte Teil der Erde wurde vernichtet. Die Zahl der umgekommenen Tiere geht in die Tausende.

Nach nichtamtlichen Feststellungen sind bei dem Ausbruch des Vulkans auf Java mehr als 800 Personen umgekommen. Die Zahl der Flüchtlinge wird auf 24 000 geschätzt. Die von Wissenschaftlern vorgenommenen Messungen ergaben, daß die Lava kurz nach dem Austritt aus dem Krater die ungeheure Temperatur von 1350 Grad Celsius aufweist.

Stadt in Argentinien verschüttet.

Salta (Argentinien), 24. Dezember.

Ein heftiges Erdbeben schlug den Nordwesten Argentiniens heim. 35 Personen wurden getötet, 70 verletzt. Die Stadt Lapoma, die etwa 1500 Einwohner zählt, soll gänzlich zerstört sein. Eine Hilfsexpedition ist unterwegs.

Vor den Toren des Reiches.

Von Georg Decker.

Wir leben in der Zeit des Wunderglaubens. Dieser Wunderglaube entspringt der Verzweiflung, dem grenzenlosen Haß gegen das Bestehende und einer leidenschaftlichen Sehnsucht nach irgendwelcher Veränderung. Nach welcher Veränderung? Auf diese Frage, wenn wir sie ernsthaft stellen, würden wir keine Antwort bekommen. Und das gehört zum Wesen selbst des Wunderglaubens. Es handelt sich dabei nicht um ein klares Ziel, sondern um etwas, was plötzlich kommen und alles auf einmal anders machen soll.

„Das dritte Reich“ oder „Sowjet-Deutschland“, das sind überhaupt keine Begriffe, sondern die Zauberworte, die eine Erlösung versprechen.

Diese Bedeutung haben sie freilich nur für die glaubenden Massen und nicht für diejenigen, die diese Worte geprägt und zu ihren Agitationsmitteln gemacht haben. Es gibt aber jetzt so viele, die glauben, weil sie glauben müssen. Das ist eine aus früheren Zeiten mehrfach bekannte feilsche Einstellung: es ist schon so schlecht geworden, daß es unbedingt bald ganz gut werden muß. Wir stehen vor den Toren des Reiches: nur mächtig genug klopfen, dann werden sich die Tore öffnen.

Wenn jetzt diese Einstellung auf die gegenwärtige Wirtschaftskrise zurückgeführt wird, so ist das nur in einem beschränkten Maße richtig. Gewiß bewirkt die Wirtschaftskrise eine furchtbare Not und Erbitterung der Masse, treiben die Massen in Verzweiflung. Nicht alle Krisen und auch nicht die stärksten von ihnen bewirken aber eine solche Erschütterung der Gemüter, wie dies jetzt der Fall ist, und lassen solchen Wunderglauben entstehen. Eine solche Wirkung der Krise, wie wir sie jetzt beobachten, kann nur in einem bestimmten Zusammenhang mit der Epoche entstehen.

Nicht das Maß der Not ist entscheidend. In der Vergangenheit gab es Notzustände, die jetzt in einem Land wie Deutschland fast unvorstellbar sind. Jahrzehnte der Arbeiterbewegung, Jahrzehnte der zähen Kämpfe waren nicht umsonst gewesen. Selten war aber

das Gefühl der Ausweglosigkeit

so stark. Das liegt zum Teil am Charakter der gegenwärtigen Weltkrise, die sozusagen eine Krise ohne Benteile ist. Es sind jetzt die Möglichkeiten weder für die inneren Abwanderungen noch für die Auswanderung vorhanden. Man hat zugleich eine Agrarkrise auf dem Lande und eine schwere Industriekrise mit der riesenhaften Arbeitslosigkeit, so daß die Abwanderung vom Lande zu den Städten nicht stattfinden kann. Die überfüllten Städte, die auch durch die gegenwärtige agrarische und industrielle Krise getroffen sind, sperren sich von der Einwanderung — geistlich oder faktisch — ab. Es gibt nicht nur keine Auswanderungsmöglichkeiten, die es auch früher nur für einen Teil gegeben hat, es gibt keine Hoffnung U.S.A., keine Hoffnung Kanada, keine Hoffnung Argentinien, keine Hoffnung Australien mehr. Colin Ross hat das Richtige getroffen, als er neulich von der „unmöglichen Flucht“ gesprochen hat.

Biel stärker noch, und zwar in allen Bevölkerungsschichten, wirkt sich eine andere Wandlung aus. Es ist der Glaube verloren gegangen, daß die bestehende Ordnung in sich selbst die Heilung ihrer eigenen Uebel trägt. Früher fast ausschließlich die Einsicht der sozialistischen Arbeiterbewegung, findet jetzt

die Entzauberung des Kapitalismus

eine außerordentlich starke Verbreitung. Bei den breiten Massen war es früher keine bewusste, geschweige denn durchdrachte Überzeugung von der Unmöglichkeit des Kapitalismus, sondern bloß ein Gefühl, daß es zwar mit den Rückschlägen aber doch allmählich besser wird, und daß sich schon auf irgendwelche Weise aus jeder schwierigen wirtschaftlichen Situation ein Ausweg finden wird. Namentlich in Deutschland in den beiden letzten Jahrzehnten vor dem Kriege nahmen alle Zweige der Wirtschaft und alle Bevölkerungsschichten am mächtigen Aufschwung des deutschen Kapitalismus teil. Die Illusion der bestehenden Ordnung beschränkte sich nur auf einen zwar ständig zunehmenden Teil der Arbeiterschaft, die sozialistisch wurde. Von den engeren Kreisen laut gepriesen wurde das kapitalistische System von der großen Mehrheit des Volkes als unabänderlich und als im Grunde gut anerkannt.

Man darf gewiß die Verbreitung der bewussten Reaktion des Kapitalismus auch heute nicht überschätzen. Außerordentlich stark ist aber das Gefühl verbreitet, daß die bestehende Wirtschaftsordnung ein Versager ist. Deutsche Kapitalisten haben ohne Zweifel selbst die Verbreitung dieses Gefühls in einem sehr starken Maße gefördert durch ihre Politik sowie namentlich durch ihr ewiges Jammern. Der Kapitalismus, der an keine Zukunft glaubt, muß optimistisch sein, wie es z. B. der amerikanische Kapitalismus ist. Deutsche Kapitalisten haben in all den letzten Jahren in jeder Situation nur ein einziges Lied gesungen: es geht uns schief, und es wird noch schlechter gehen. Sie erzeugten selbst eine Verzweiflungseinstimmung, scheinbar ohne es zu merken, daß sie dadurch auch

den Glauben an die Vorzüge ihrer „Wirtschaftsführung“

untergraben. Wer glaubt denn jetzt an die Kunst der so genannten „Wirtschaftsführung“, deren Besessen auch in vielen Fällen ganz offensichtlich wurde? Es war sehr lehrreich, einmal im engeren Kreise einen von denjenigen alten deutschen Kapitalisten, denen der Geist der Initiative und schöpferische Energie nicht abgesprochen werden dürfen, über seine Lebensanschauung sprechen zu hören. Seine Worte waren eine einzige Anklage gegen die Unfähigkeit und Kleinlichkeit der heutigen kapitalistischen Generation. Mehrfach wiederholte er: „Es fehlt jeder große Zug.“

Wer kann an die schöpferische Energie des Kapitalismus in der Zeit der Kapitalflucht glauben? Wer kann zu der Schicht Vertrauen haben, die nicht mehr Mut besitzt, um ihre Macht und ihre Auffassungen offen zu kämpfen, sondern

um die Günstigkeit der wilden sozialistischen Bewegungen

wirbt, um auf diese Weise den Schutz für seine wirtschaftliche Machtstellung zu finden? „Wenn schon Sozialismus, dann Rationalsozialismus“ — mögen diese Worte, die einem schmerzvollsten Magneten zugeschrieben werden, jetzt für die vom tobenden Klassenhaß erfüllten Kapitalisten tatsächlich richtig sein, sie stellen aber zugleich eine vollkommene Preisgabe jedes kapitalistischen Selbstbewusstseins dar. Kein Wunder, wenn diese kapitalistische Generation nicht einmal imstande ist, ihren eigenen Kindern einen befriedigenden Lebensinhalt zu bieten.

Die kapitalistische Ordnung ist wahrhaftig „alte Ordnung“ geworden — „ancien régime“, wie man die von der großen französischen Revolution gestürzte alte Ordnung genannt hat. Dies wird jetzt von der großen Mehrheit des deutschen Volkes empfunden. Nur ist die Einsicht nicht da, daß die Umwandlung dieser Ordnung nur in einem mühseligen und zielbewußten Prozeß vor

sich gehen kann. Weder die alte Generation, die in den letzten 15 Jahren so furchtbar viel durchgemacht und so furchtbar gelitten hat, noch die neue, der jedes Gefühl für die Entwicklung als sich allmählich durchziehende Veränderung fehlt, will warten. Sie lehnen sich in ihrer letzten Erbitterung vor den Toren des Reiches nieder und wollen nur möglichst kräftig klopfen.

Selten haben die Zauberworte solche Macht gehabt. Die kommunistischen Arbeiter lassen sich durch den russischen „Fünfjahresplan“ oder durch die Parole „Sowjetdeutschland“ faszinieren, die nationalsozialistischen Anhänger durch die „Bekämpfung der Zinsnechtheit“ oder „Arbeitsdienstpflicht“. Man fragt weder nach dem realen Inhalt noch nach der Erfüllung, man will keine Täuschung, keine Widersprüche zwischen der Predigt und der Praxis sehen. Man glaubt, weil man glauben will. Die kommunistischen Proletarier wollen nicht einsehen — oder fangen sie schon an, das einzusehen? —, daß wegen der Spaltung der Arbeiterbewegung die Gefahr akut geworden ist, daß sie ihren schlimmsten Feinden ausgeliefert werden. Ebenfalls wollen die nationalsozialistischen Anhänger auf dem Lande und in den Städten einsehen, daß ihre Bewegung im Begriff ist, ihre Interessen denen des Großgrundbesitzes bzw. des Großkapitals zu opfern.

Die Entwicklung der letzten Zeit ließ den größten Widerspruch unserer Lage klar in Erscheinung treten.

Was den arbeitenden Massen jetzt am meisten nützt, ist eine zielbewußte sozialistische Politik.

Die Einstellung des größten Teils dieser Massen ist dagegen am wenigsten geeignet, als eine Rechtsgrundlage für eine solche Politik zu wirken. Es besteht eine sehr weitgehende Einigkeit darüber, daß sich der Staat nicht mehr der wirtschaftlichen Entwicklung gegenüber passiv verhalten darf. Es erscheint aber unmöglich, eine ausreichende Einigung darüber zu erzielen, was der Staat machen soll. Praktische Maßnahmen, die wirtschaftlich durchführbar wären und die in der Linie der Überwindung des Kapitalismus liegen, finden nur einen ganz geringen Anklang und werden von den an

Wunder Glaubenden als kleinliche Maßnahmen verworfen. Das Ergebnis ist, daß, während sich viele Millionen für die Brechung der Zinsnechtheit oder für Sowjetdeutschland begeistern,

die kapitalistischen Verbände

immer noch imstande sind, z. B. jedem Druck zur Senkung der künstlich überhöhten Produktionsmittelpreise mit vollem Erfolg Widerstand zu leisten. Die Situation ähnelt verflucht der in einer alten Fabel, als der Kaiser, während der Koch seine Tiraden gegen sein gemeines Verhalten domiert, in aller Ruhe das gestohlene Huhn zu Ende frisst. Die Nationalsozialisten donnern gegen das „raffende“ Kapital. In ihrem Programm steht die Forderung: „Wir fordern die Verstaatlichung aller (bisher) bereits verstaatlichten Betriebe (Trusts).“ Trotzdem sind die Aussichten des sozialdemokratischen Gesamtprogramms über

die Kartell- und Monopolkontrolle

alles anders als sicher. Unser Gesamtprogramm verspricht doch kein Wunder! Die von uns vorgeschlagenen Maßnahmen können zwar zu einer tiefgreifenden Reform werden, sie sind aber keine Eintrittskarte in ein neues Reich. So bleibt man vor den Toren des Reiches stehen, während die Kapitalisten in aller Ruhe das Huhn zu Ende fressen.

Es ist jetzt schwierig, nicht irre zu werden. Vielleicht muß das die Schwierigkeit jeder entscheidenden historischen Situation sein. Und es verschwinden jetzt die letzten Zweifel darüber, daß wir uns in einer solchen Situation befinden. Die Krisen in der kapitalistischen Wirtschaft entstehen und vergehen. Auch der gegenwärtigen Krise wird eine bessere Konjunktur folgen.

Die Zerschlagung der kapitalistischen Gesellschaft wird aber nicht mehr halmachen.

Was einmal zu der „alten Ordnung“ geworden ist, muß der neuen Ordnung den Platz räumen. Sehen wir klar diese historische Lage, so wird uns auch nicht nur die Schwierigkeit, sondern auch die ganze Größe unserer Aufgabe klar. Die sozialistische Bewegung ist in eine schwierige Prüfungsperiode ihrer Tatkraft und ihrer schöpferischen Energie eingetreten. Auch wir stehen vor den Toren des Reiches. Wir wollen aber nicht klopfen, da wir wissen, daß niemand da ist, der uns die Tore öffnen könnte. „Kein Gott, kein Kaiser, kein Tribunal.“ Wir werden unser Reich des Sozialismus in schwierigen Kämpfen und opfervoller Arbeit erobern.

Weihnachtsgeschenke für Großverdiener.

Die Geschichte einer Subvention.

Subventionen sind ein dunkles Kapitel in der deutschen Wirtschaftspolitik. Gewiß gibt es Ausnahmefälle, in denen ein Eingreifen des Staates aus volkswirtschaftlichen und politischen Rücksichten gerechtfertigt erscheint. Prinzipiell muß aber betont werden, daß in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung die Herren Unternehmer nicht allein das Recht zum Einstreichen der Gewinne haben, sondern auch die Pflicht zur Uebernahme von Verlusten. Wenn wirklich das Einspringen der öffentlichen Hand notwendig wird, dann darf es nicht geschehen ohne die Einräumung von Verwaltung- und Aufsichtsbefugnissen, damit nicht die Unternehmer die Gelder in Empfang nehmen und später doch

gegen die Interessen von Arbeiterschaft und Öffentlichkeit

handeln. Was ist z. B. aus der Subvention des Siegerländer Bergbaus geworden? Jetzt legen die Vereinigten Stahlwerke doch den größten Betrieb im Siegerland still und werfen die Arbeiter auf die Straße!

Zum Skandal werden die Subventionen, wenn die Privatindustrie die Not der Krise benutzt, um ein Eingreifen von Staat oder Stadt geradezu zu erpressen. Jetzt wird aus Dresden gemeldet — Sachsen scheint überhaupt in letzter Zeit seinen Ehrgeiz in der Finanzierung fragwürdiger Subventionsprojekte zu suchen —, daß die Stadt die Uebernahme einer „Zinsbürgschaft“ für eine Million Mark auf 5 Jahre für die Firma Billerog u. Koch H. & C. beschlossen habe. Dieses größte deutsche Unternehmen der keramischen Industrie (Steingutgeschirr, Kocheln usw.) hat in Deutschland 12 Fabriken; das Dresdener Werk wurde im Oktober „wegen Unrentabilität“ geschlossen und die 1400 Arbeiter und Angestellten entlassen. Die Unrentabilität liegt in den veralteten Anlagen begründet und sollte durch den Bau von zwei Tunnelöfen behoben werden. Für diesen Bau sollte zunächst die Sächsische Staatsbank eine Million zinslos leihen; jetzt hat die Firma sich einen Auslandskredit besorgt.

für den der sächsische Staat und die Stadt Dresden die Zinsgarantie „für den Fall der Gewinnlosigkeit“ in den nächsten fünf Jahren übernehmen.

Wir garantieren, daß unter diesen Umständen das Unternehmen in den nächsten fünf Jahren ohne Gewinn arbeiten wird!

Denn natürlich müssen die alten Anlagen abgeschrieben werden, und der Umbau wird einige Zeit die Produktion ungünstig beeinflussen.

Dazu kommen die Bilanzierungskünste dieses Unternehmens, wie sie bei Aufstellung der letzten Bilanz zutage traten. Vier Jahre lang wurden auf das Kapital von 1,5 Millionen Mark 10 Proz. Dividenden, also 150 000 M. gezahlt. Die Dividende für das letzte Jahr wurde auf 8 Proz. ermäßigt — weil man schlecht verdient hatte? Welt gefehlt! Dem Gewinnverortrag des Vorjahres wurden nachträglich (!) 205 000 M. entnommen, die in die Reserven abwanderten, die außerdem um weitere 43 000 M. im Voraus aufgerundet wurden. Damit nicht genug wurden wegen der „schwankenden Kreditverhältnisse“ einem weiteren Reserveposten 413 000 M. zugewiesen — so daß

die offenen Reserven auf 1,92 Millionen Mark bei 1,5 Millionen Mark Kapital

anwuchsen. Die Gesellschaft strohte also sozusagen vor aufgelpichtem Reservefett.

In Wahrheit hat also Billerog u. Koch im letzten Geschäftsjahr fast 50 Proz. des Kapitals verdient. Daß die veralteten Anlagen eines Wertes erneuert werden müssen, soll ja auch sonst in der Industrie vorkommen. Daß man aber einem keramischen glanzverzierenden Unternehmen, dessen Kapital sich im Besitz ganz weniger

schwerweltercher Adelsfamilien

befindet, noch Geschenke in Gestalt von Zinsübernahmen macht, macht diese Subventionsgeschichte zu einem glatten Skandal.

New Yorks Weihnachtsüberraschung.

Die Diskontsentung der Bundesbank.

Wie wir bereits in einem Teil unserer gestrigen Morgenausgabe meldeten, hat die Federal Reserve Bank of New York völlig überraschend den Diskontsatz von 2 1/4 auf 2 Proz. herabgesetzt. Der offizielle Zinsfuß hat damit einen Rekordtiefstand erreicht.

Welche Gründe im einzelnen die New-Yorker Notenbank zu diesem überraschenden Schritt bewogen haben, ist im Augenblick noch nicht ersichtlich. Neben kreditpolitischen Gründen, die eine Entlastung der Privatbanken bezwecken, spielen sicherlich auch konjunkturpolitische Absichten hinein.

Es ist noch nicht gesagt, daß sich die New-Yorker Zinsentung auch auf den englischen Diskontsatz auswirkt, da die Bank von England wohl nur bei gleichzeitiger Zinsentung der Bank von Frankreich einen Diskontabbau vornehmen wird. Wenn Frankreich allerdings seinen Zinsfuß gleichfalls vermindert, wozu es trotz der gegenwärtigen Bankstürmungen durchaus in der Lage wäre, so kann mit einer internationalen Zinsentungswelle gerechnet werden, der sich die Deutsch Reichsbank dann auch kaum entziehen würde. Der New-Yorker Zinsabbau wird infolge der Verzögerung des Zinsgefälles zwischen dem hohen deutschen und dem niedrigen amerikanischen Diskontsatz zweifellos amerikanisches Kapital zur stärkeren Investition in Deutschland anregen.

Preisabbau und Wirtschaftsbelebung.

Forderungen des Konjunkturausschusses.

Das Konjunkturforschungsinstitut befaßt sich in seiner Jahresabschlussbetrachtung mit dem Ablauf des Krisenjahres 1930 und schließt an diese Betrachtung eine Untersuchung über die Möglichkeiten eines wirtschaftlichen Aufschwunges an.

In diesem Ausblick auf die Zukunft, der den Kern der ganzen Abhandlung darstellt, heißt es, daß die Industrie schon allein durch

die Wiederauffüllung der geräumten Böden einen erhöhten Absatz finden kann, sobald die Preiselastizität und die Kreditklemme vorüber sind. Das Institut betont, daß sich dieser Aufschwung um so eher durchsetzen würde, wenn eine starke Preisentung, dem durch Arbeitslosigkeit, Lohn- und Gehaltsabbau eingetretenen Kaufkraftverlust entgegenwirken würde.

Im Augenblick sind noch keine Anzeichen dafür vorhanden, daß die Lagerauffüllung jetzt schon einsetzt, da die Lage auf den Rohstoffmärkten und die planmäßigen Bemühungen um einen Preisabbau es nicht wahrscheinlich machen, daß die Preise der Fertigwaren schon den Tiefpunkt erreicht haben. Erst wenn ein Tiefpunkt der Verbraucherpreise eingetreten ist, wird man damit rechnen können, daß auch die vom Verbrauch hergegebene Auftriebstendenzen reiflos zum Einfluß kommen. Je durchgreifender und je rascher die Preisentung vor sich geht, um so günstiger sind ihre konjunkturrellen Auswirkungen.

Eine den Arbeitsmarkt wirklich entlastende Konjunktur ist jedoch nur denkbar, wenn neben den Konsumindustrien auch die übrigen Industriezweige (Rohle, Eisen, Maschinen usw.) ausreichend beschäftigt sind. Da sich der deutsche Export trotz der Weltkrise überraschend gut gehalten hat, ist damit zu rechnen, daß bei eintretender Belebung auf den Weltmärkten die deutsche Industrie von dieser Belebung besonders profitieren wird.

Beruhigung bei den Banken.

Die Monatsbilanzen der deutschen Kreditbanken für Ende November zeigen, daß auch in der deutschen Bankwelt die Rückkehr zu normalen Verhältnissen sehr schnell wieder eingetreten ist. Während im Oktober infolge der Reichstagswahlen vom 14. September durch inländische und besonders auch durch ausländische Abzüge ein Rückgang der fremden Gelder von 580 Millionen eingetreten war, hat sich der Stand der fremden Gelder (Kreditoren) im November nur ganz unwesentlich vermindert. Durch verstärktes Eintreiben von Außenständen hat sich das gesamte Bilanzbild bei den Banken erheblich verbessert.

Wie Schauspieler Benda verschwand

Von Karel Capek

Am 2. September verschwand der Schauspieler Benda, Meister zu lauschen. „Der war ein Schauspieler! Ich werde den König nicht spielen“, schrie er den Theaterdirektor an, wenn Sie mir so schosse Spigen an den Rock nähen! Er hat keinen Theatersehndel an sich getragen. Als er den Orkello spielen sollte, hat er tagelang alle Antiquitätenläden durchstöbert, bis er einen Renaissance-Orkello gefunden hat. Er behauptete, er könne besser spielen, wenn er etwas Echtes trage. Das war kein Spiel mehr, das war geradezu — Verkörperung“, sagte Lebuschka unsicher, ob er das richtige Wort gewählt habe. „Ich gehe jetzt hier ins Kino, Doktor“, sagte der Alte und blieb stehen.

„Ich geh mit“, sagte der Doktor. Ihm graute vor dem Alleinsein. Man gab einen Matrosenfilm, aber Dr. Berg wußte nicht, um was es sich handelte. Mit allen Sinnen lauschte er den Worten des alten Lebuschka, der unentwegt weiter sprach: „Er war kein Schauspieler, er war ein Hegenmeister. Er war ein wirklicher König zu lauschen.“

Dr. Berg war Chirurg und verdiente ungeheuer viel Geld an Blinddarmpoperationen. Sonst war er ein dicker Mensch, mit einer dicken goldenen Brille und einem dicken, goldenen Herzen. Er schwärmte für die Kunst, seine Wohnung war vom Boden bis zur Decke mit Bildern behängt, und er lebte den Schauspieler Benda, der für ihn freundschaftliche Achtung empfand und mit einem gewissen Wohlwollen gestattete, daß der Arzt für ihn Schulden zahlte, was nicht immer eine Kleinigkeit war. Bendas tragische Maske und das strahlende Gesicht des Dr. Berg, der, im Gegensatz zu Benda, nur Wasser trank, sah man in allen Kaffeehäusern zusammen, bei allen karnevalistischen Unterhaltungen und wilden Orgien, die die zweite berühmteste des großen Rimes waren.

Also diesem Dr. Berg wurde aus dem Theater telephoniert. Er antwortete, er habe keine Ahnung, wo Benda sei, werde sich aber gleich nach ihm umsehen. Er verschwieg, daß er ihn schon seit einer Woche in allen Kaffeehäusern vergeblich gesucht hatte; verschwieg, daß er, soweit er feststellen konnte, der letzte Mensch war, der Johann Benda gesehen hatte. Das war am 1. September gewesen. Damals hatte Dr. Berg den Schauspieler aufgesucht, da Benda sich seit mehr als einer Woche nirgendwo hatte blicken lassen. Der Doktor war vielleicht eine Viertelstunde vor Bendas Tür gestanden, hatte fünf Minuten lang auf den elektrischen Zister gedrückt, ehe Benda geöffnet hatte. Ein Schlafrock hing ihm lose über die Schultern, er sah verfallen aus, die Haare wild und zerfleht, Bartstoppeln bedeckten das Gesicht. „Was wollen Sie?“ hatte er gebrüllt. „Ich geh nicht aus, lassen Sie mich in Ruhe!“ Und schon hatte er dem Arzt die Tür vor der Nase zugeworfen. Tags darauf war er verschwunden.

So ging Dr. Berg wieder auf die Suche. Der Hauswart wußte heute nicht mehr auszusagen als das erstemal. Ungefähr, in der Nacht, es mag gerade am 2. September gewesen sein, etwa um 3 Uhr morgens, hatte ein Auto vor dem Haus gehalten. Niemand war ausgestiegen, nur die Sirene hatte getuiet. Dann hatte eine Person das Haus verlassen und gleich darauf war das Auto weggefahren. Die Hupe hatte trompetet, als hätten die Leute große Eile gehabt. Mehr wußte der Mann nicht. Um drei Uhr morgens lief man nicht aus dem Bett, wenn man nicht muß. Die Aufmarftrau sagte aus, der Meister habe die ganze Woche die Wohnung nicht verlassen, habe sich nicht rasiert, vielleicht nicht einmal gewaschen, wenigstens habe er so ausgesehen. Das Essen habe sie ihm bringen müssen, aber er habe fast nur Kognak getrunken und sei immer aus dem Sopha gefallen.

„Wissen Sie nicht, welches Gewand Herr Benda an hatte, als er seine Wohnung verließ?“ fragte der Doktor. „Gar keine“, sagte die Frau. „Ich kenne alle seine Anzüge, und alle hängen im Schrank, nicht eine Hose fehlt.“ „Er kann doch nicht nur mit der Unterwäsche bekleidet da Haus verlassen haben“, sagte Dr. Berg verärgert.

„Nicht einmal Wäsche hat er angehabt“, erklärte die Frau. „Ich habe jedes Stückchen seiner Wäsche aufgeschrieben, weil ich zur Wäscherin trage; jetzt ist gerade gewaschen worden, ich habe alles geordnet und gezählt. Er hat achtzehn Hemden, nicht eines fehlt, nicht ein Taschentuch. Auch die Stiefel sind alle da, nur ein Koffer ist fort, das er immer mitnimmt, wenn er Theater spielt.“

Dr. Berg sah sehr nachdenklich aus. „Als Sie am 2. September in die Wohnung kamen, fanden Sie nicht eine besondere Unordnung vor, ich meine, war nicht etwas umgeworfen, war keine Tür aufgestemmt?“

„Unordnung habe ich schon gefunden, doch nicht mehr als sonst, aber die Türen waren alle in Ordnung. Wohin könnte er denn gegangen sein, wenn er nicht einmal Hosensträger angehabt hat?“

Das wußte Dr. Berg natürlich ebenso wenig wie die Frau und voll Sorgen wandte er sich an die Polizei.

„Nach dem, was Sie mir gesagt haben, Herr“, sagte der Polizeibeamte, „schaut das Ganze aus — hat, wie ein —“

„Delirium?“ rief Dr. Benda hervor.

„Ja“, erwiderte der Beamte. „Sagen wir Selbstmord in Sinnesverwirrung. Bei ihm möchte mich das gar nicht verwundern.“

„Dann hätte man doch seinen Leichnam gefunden. Wie weit könnte dann ein Kadaver gehen? Und weshalb hätte er das Koffer mitgenommen? Und was hat der Wagen, der vorm Hause gewartet hat, zu bedeuten?“

„Hatte er Schulden?“ fragte der Beamte.

„Oh“, sagte der Doktor. „Johann Benda hatte zwar Schulden wie Blumen auf der Wiese im Sommer, aber die nahm er nicht traglich.“

„War er unglücklich verliebt, krank, oder sonst...?“

„Keines Bissens gab es nichts derartiges“, meinte Dr. Berg zögernd. Er erinnerte sich wohl daran, daß Benda mit Frau Greta, der Gattin des Fabrikanten Kordel, befreundet war, sehr befreundet sogar. Diese Frau wollte durchaus berühmt werden, und deshalb hatte Herr Kordel beschloffen, einen Film zu finanzieren, in dem seine Frau die Hauptrolle spielen sollte. Benda hatte nie von diesen Dingen gesprochen — sie konnten auch nicht mit seinem Verschwinden in Zusammenhang gebracht werden.

Einmal, es war gegen Abend, begegnete Dr. Berg dem alten Schauspieler Lebuschka. Man sprach natürlich von Benda. „Das war ein Schauspieler“, sagte der alte Lebuschka. „Ich erinnere mich an ihn, wie er etwa fünfundsiebzig Jahre alt war. Da hat er den Orkello gespielt. Junge Mediziner sind ins Theater gegangen, um zu sehen wie Paralyse ausschaut! Dann den König Lear! Ich weiß nicht, wie er ihn gespielt hat, ich mußte immerzu seine Hände anschauen. Er hatte sich Hände gemacht wie ein Axtschläger. Ich verlor bis heute nicht, wie er das zustande gebracht hat. Ich kann mich doch auch maskieren, aber das macht dem Benda keiner nach.“

Dr. Berg bereitete es eine melancholische Lust, diesem Retrolog

zu lauschen. „Der war ein Schauspieler! Ich werde den König nicht spielen“, schrie er den Theaterdirektor an, wenn Sie mir so schosse Spigen an den Rock nähen! Er hat keinen Theatersehndel an sich getragen. Als er den Orkello spielen sollte, hat er tagelang alle Antiquitätenläden durchstöbert, bis er einen Renaissance-Orkello gefunden hat. Er behauptete, er könne besser spielen, wenn er etwas Echtes trage. Das war kein Spiel mehr, das war geradezu — Verkörperung“, sagte Lebuschka unsicher, ob er das richtige Wort gewählt habe. „Ich gehe jetzt hier ins Kino, Doktor“, sagte der Alte und blieb stehen.

„Ich geh mit“, sagte der Doktor. Ihm graute vor dem Alleinsein. Man gab einen Matrosenfilm, aber Dr. Berg wußte nicht, um was es sich handelte. Mit allen Sinnen lauschte er den Worten des alten Lebuschka, der unentwegt weiter sprach: „Er war kein Schauspieler, er war ein Hegenmeister. Er war ein wirklicher König zu lauschen.“

Dr. Berg war Chirurg und verdiente ungeheuer viel Geld an Blinddarmpoperationen. Sonst war er ein dicker Mensch, mit einer dicken goldenen Brille und einem dicken, goldenen Herzen. Er schwärmte für die Kunst, seine Wohnung war vom Boden bis zur Decke mit Bildern behängt, und er lebte den Schauspieler Benda, der für ihn freundschaftliche Achtung empfand und mit einem gewissen Wohlwollen gestattete, daß der Arzt für ihn Schulden zahlte, was nicht immer eine Kleinigkeit war. Bendas tragische Maske und das strahlende Gesicht des Dr. Berg, der, im Gegensatz zu Benda, nur Wasser trank, sah man in allen Kaffeehäusern zusammen, bei allen karnevalistischen Unterhaltungen und wilden Orgien, die die zweite berühmteste des großen Rimes waren.

Carl Legien

Ein Drecksler war August Bebel wie Carl Legien.

Beiden hatte die Not der Zeit geschrien.

Feuerkopf der eine, der andre wägende Kraft.

In beiden aber glühte die gleiche Leidenschaft.

Beide hatten sich ganz ihren Arbeitsbrüdern geweiht.

Sie schrieben ihren Namen mit feurigen Lettern der Zeit.

Partei, so rief der eine, Gewerkschaft der andre aus.

Sie bauten miteinander der Arbeit großes Haus.

Es liegen die zwei begraben und wurden dennoch nicht stumm.

Es geht ihr Geist und Wollen in unsren Reihen um.

Sie treiben und sie drängen die Massen sonnenwärts.

Sie haben ihr Denkmal errichtet sich in der Arbeit Herz.

Bruno Schönlank.

und ein wirklicher Strolch. Mit der Hand winkte er, als habe er sein Leben lang nur kommandiert. Sehen Sie mal hier diesen Schiffbrüchigen auf der Leinwand. Er ist auf einer verlassenen Insel, hat aber gepfeifte Nägel. Sehen Sie, wie er den Bart angepöckelt hat! Wenn das Benda wäre, so hätte er sich vor seinem Auftreten einen echten Bart wachsen lassen und hätte hinter den Nägeln echten Schmutz... Was ist Ihnen, Herr Doktor?

„Entschuldigen Sie“, stotterte der Doktor und erhob sich, „ich habe mich an etwas erinnert, ich muß jetzt gehen.“ Und schon stürzte er davon. „Benda hätte sich einen echten Bart wachsen lassen“, murmelte er vor sich hin, „er hat sich einen wachsen lassen! Daß mir das nicht früher eingefallen ist.“

„Zur Polizei“, rief er einem vorbeifahrenden Auto zu und sprang hinein. Und als er vor dem Beamten stand, der Nachdienst hatte, bat er so flehentlich, man möge doch gleich nachsehen, ob am 2. September oder einige Tage später die Leiche eines unbekannten Landstreichers irgendwo, jawohl irgendwo, gefunden worden war, daß der Beamte seiner Bitte willfahrte.

Am 2. September früh fand der Heger in den Bürglicher Wäldern die Leiche eines unbekannten Strolches, etwa 40 Jahre alt; am 2. September wurde aus der Elbe die Leiche eines unbekannten, etwa dreißigjährigen Mannes gezogen. Sie mag etwa vierzehn Tage im Wasser gelegen sein. Am 10. September wurde ein unbekannter Gebängter gefunden, ungefähr 60 Jahre... las der Beamte mit monotoner Stimme.

„Von dem Strolch sieht nichts Näheres“, fragte der Doktor atemlos.

„Nur“, sagte der Beamte und sah den aufgeregten Doktor forschend an. „Nach Meldung der Gendarmeriestation war der Schädel mit einem stumpfen Gegenstand zertrümmert. Der Sezier-

befund lautet: Alkoholiker, Todesursache: Verletzung des Gehirns. Hier ist die Photographie.“

Ran sah einen Mann, bis zum Gürtel. Der Körper war in Fetzen gehüllt. Dort wo Menschen Stirn und Augen haben, sah man einen Büschel zusammengeliebter Haare und etwas, das vielleicht Haut oder Knochen war. Nur das mit struppigen Stoppeln bedeckte Kinn und der halb offene Mund hatten etwas Menschliches. Dr. Berg zitterte wie Laub im Wind. „Hätte... er ein besonderes Merkmal?“ stammelte er.

„Größe 178, Haare graumeliert, auffallend schlechte Zähne“, las der Beamte.

Dr. Berg atmete erleichtert auf. Benda hatte gesunde Zähne wie ein Raubtier. „Verzeihen Sie“, stammelte er glücklich, „daß ich Sie belästigt habe, er ist nicht der, den ich suchte.“

In jener Nacht durchstreifte Dr. Berg wieder einmal die nächtliche Stadt, doch Benda fand er nirgends. Da, es war schon gegen Morgen, durchsuchte ihn sah ein Gedanke, er eile nach Hause und stürzte in seine Garage.

Eine Stunde später stand er vor dem Herrn Bezirkshauptmann in Bürglich. Zum Glück für den Doktor stellte es sich heraus, daß er diesen Herrn schon einmal eigenhändig ausgeweidet, zugenäht und ihn zum Andenken einen in Spiritus gelegten Blinddarm überreicht hatte.

Infolge dieser keineswegs oberflächlichen Bekanntschaft hielt er in kurzer Zeit die Ermittlungsbewilligung in Händen und sah bald darauf an der Seite eines sehr verdrießlichen Bezirksarztes dem Ausgraben der Leiche eines unbekannten Strolches zu. „Nach dem hat sich schon die Polizei erkundigt“, brummte der Bezirksarzt unwillig. „Das ist nicht der Benda. Das hier ist ein verkommener schmutziger Lump.“

„Sehen Sie nur allein hinein“, sagte der Bezirksarzt zu Dr. Berg und blieb, eine starke Zigarre rauchend, vor der Totenkammer stehen.

Bald darauf taumelte Dr. Berg aus der Totenkammer. „Kommen Sie, kommen Sie rasch“, rief er heiser dem andern zu und ging zur Leiche zurück. Er wies auf eine Stelle, an der einmal der Kopf eines Menschen gewesen war, und hob mit einer Pinzette etwas, was einmal Lippen geheißen hatte. Ekelhaft verdorbene Zähne wurden sichtbar, gelbe Zahnstummeln, die aus der schwarzen Karies hervorsahen. „Sehen Sie genauer her“, hauchte Dr. Berg, fuhr mit der Pinzette in die Zähne und zog ein Stück schwarzer, verdorbener Masse heraus. Darunter leuchteten zwei weiße gesunde, starke Schneidezähne. „Schwarze Haare sind's, wie sie die Schauspieler auf die Zähne kleben, wenn sie alte Männer oder Landstreicher darstellen wollen.“

Noch am selben Tag wurde dem Fabrikanten Kordel ein Herr gemeldet, der ihn dringend sprechen wollte.

„In Angelegenheiten des Films“, sagte Dr. Berg auf die Frage des Fabrikanten.

„Welcher Film?“ Gleichgültig klang des mächtigen Mannes Stimme.

„Des Films, in dem Frau Greta, Ihre Gattin, die Hauptrolle spielen sollte und Benda den Landstreicher.“

„Ich weiß von nichts“, knurrte Kordel.

„Sie wollten die Landstreicher-Szene im Bürglicher Wald drehen lassen. Sie haben Benda am 2. September etwa um drei Uhr morgens im Auto abgeholt. Sie sind, verabredungsgemäß, nicht ins Haus gegangen, haben nur flast getuiet. Nach ein paar Minuten kam Benda, oder sagen wir lieber, es kam ein schmutziger, struppiger Strolch, in Fetzen gewickelt, Fetzen um die Fäße. Deshalb sollte auch nicht ein Stück aus Bendas Garderobe. Bei Morgengrauen waren Sie an Ort und Stelle. Sie führten Benda vierhundert Schritte vom Weg. „Wo ist der Operateur?“ wird Benda gefragt haben. Da haben Sie ihm den ersten Schlag verfehlt, mit einem Tischschläger aus Blei.“

„Sie sind verrückt“, riefte der Mann und rückte in den Schatteln.

„Oh nein, klarer denn je, und ich weiß, daß Sie Benda Ihrer Frau wegen ermordet haben.“

„Teufel!“ Der Fabrikant wollte sich auf den dicken Doktor stützen, aber da hatten sich die beiden Detektios, die im Nebenraum gewartet hatten, des Tobenden schon bemächtigt.

(Druck von Anna Kurendirekt.)

Im Vulkangebiet Javas

Wieder einmal ist das schlimmste Vulkangebiet der Welt, der malaisische Inselarchipel, von einer furchtbaren Katastrophe heimgesucht worden, und zwar ist es diesmal die schöne Insel Java, die durch den Ausbruch des Merapi in grenzenlose Trauer und Schrecken versetzt wurde. Erst vor zwei Jahren ereignete sich auf einer anderen Sundainsel, Palmpew, der Ausbruch des Vulkans Kotatindja, dem mehr als 1000 Menschen zum Opfer fielen, und in frischer Erinnerung ist noch das entsetzliche Unglück, das sich in dieser Zone jemals ereignete, der Ausbruch des Krakatau am 26. August 1883, der den ganzen Archipel in eine Wüstenei verwandelte und seine Lava über ein Bereich von nicht weniger als vier Kubikmeilen ausgießte. Alle Küstenstädte der Sundastrasse wurden damals dem Erdboden gleichgemacht, und gegen 70 000 Menschenleben fielen diesem schauerlichen Rachen der unterirdischen Mächte zum Opfer. Auch Java ist schon oft durch das Wüten seiner Vulkane schwer geschädigt worden, wenn auch die Katastrophen glücklicherweise nur selten den Umfang der jetzigen hatten, denn auf Java befinden sich mehr tätige Vulkane als in irgendeiner anderen gleich großen Gegend der Welt. Eine Kette von nicht weniger als 57 vulkanischen Augen leuchtet sich durch die ganze Länge der Insel, und etwa die Hälfte ist noch in Tätigkeit. Zwar stehen diese Vulkane den großen Feuerbergen von Mittel- und Südamerika an Höhe bedeutend nach, aber sie erreichen doch auch ganz gewaltige Erhebungen, und zwar übersteigen zehn die Höhe von 3000 Metern; der höchste, der Ardjuno, ist 3343 Meter hoch.

Der zerstörerischste Ausbruch, den man bisher bei den javanischen Vulkanen erlebt hat und der auch den jetzigen noch übertraf, fand 1772 statt, als der 2660 Meter hohe Papandajan seine ungeheuren Lavamassen über 40 Dörfer hinschleuderte, von denen damals allgemein berichtet wurde, sie seien „von der geöffneten Erde verschlungen worden“. So plötzlich und geheimnisvoll vollzog sich diese Katastrophe. Zufällig wurden die Siedlungen von den aus-

geworfenen glühenden Schlamm- und Steinmassen verschüttet. Wie auch diesmal bei dem Merapi ist es besonders die ungeheure Wucht des Ausbruchs, die diese Vulkankatastrophe kennzeichnet. Der ganze Gipfel kann dadurch „meggeblasen“ werden, und die Massen des Berges werden dann weithin verstreut. Beim Ausbruch des Papandajan bildete sich an Stelle des Gipfels ein neuer Krater, der eine Fläche von 20 Quadratkilometern bedeckte. Bei dem Ausbruch des Merapi im Jahre 1800 ergossen sich mächtige Lavaströme über die weite Fläche eines fruchtbaren Tales und wandelten sie in eine Wüste um.

Das Vulkangebiet Javas, in dessen Zentrum sich der Ort Garoet befindet, bietet eine der großartigsten und unheimlichsten Landschaftsgenerien, die es gibt. Rings um das von tropischer Fruchtbarkeit erfüllte Tal bauen sich die Krater und Krater der Feuerberge wie ein ungeheures Amphitheater auf. Das gleichmäßige Grau der Rauchfahnen, die über diesem Halbkreis schweben, geben dem Bergmassiv eine tragische Stimmung von düsterer Majestät. Ein von Reisenden häufig beluchter Gipfel ist der Talaga-Boda, aus dessen Krater der milchweiße Spiegel des „Weißen Sees“ ausleuchtet. „Der Wald hält den Teufelstrichter in seine Schatten“, so schildert ein Reisender diese romantische Stätte. „Kein Vogel, kein Schmetterling, kein Summen eines Insekts, nichts als das Schweben des Graues umfängt uns. Nur zuweilen geht ein glitzernder Laut über das Wasser: es sind die Blasen der Schwefelwasserstoffgase, die an die Oberfläche steigen. Der Krater des Vulkans schläft seit dem Jahre 1882, in dem er über 20 Ortschaften unter seinem völlig überraschend herausgeschleuderten Stein- und Schlackenregen begrub. Zu Füßen des toten Feuerberges liegen die Trümmer eines alten Hinduentempels, und vom Gipfel aus entrollt sich dem Blick das gewaltige Bild von elf großen Vulkanen, die in voller Tätigkeit über den zerklüfteten Berggipfeln ihre von rauchenden Federbüschen bekrönten Krater erheben. Unter ihnen ist der höchste der 3000 Meter emporragende Tiforal, auf dessen schwarzem Abhang ein Wasserfall im grellen Sonnenlicht wie eine Diamantflut ausblüht.“

Heilige Nacht der Irren

Von Ernst Hoferichler

Schnee fiel als weißer, weicher Brief vom Himmel. In die schwarze, dicke Nacht hinein.

Alles Lichte lief auf schweifigen Gummifohlen durch die Strophen, und nur der Drostengauler Geklingel sang durch die wirbelnden Fluten.

Der Portier der Psychiatrischen Klinik lag mit dem einen Ohr auf seinem Akkord und und breitete über einem Stuhl alter Krankengeschichten Silberhellen Christbaumzweig aus. Aus dem elektrischen Beder fielen in dünnen Tropfen die Tümpel, und müde klappten dann und wann die Umfester des Hausteles hinsten. Und da der Portier eben die regenbogenfarbige Christbaumspitze aus ihrem flüsternden Selbstopfer hob — läutete die Nachtglocke des Ein-fahrtstares, und in die Signalbirne blühte ein weißer blauer Schein.

Draußen sang es. Die Stimme sang von dem, daß allen eine große Freude nahe sei, daß Gottes Sohn auf dem Weg zur Erde sei — und daß des Friedens kein Ende sein würde.

Und da der Portier die Türe nach innen zog, kam ihm ge-flackerter Schnee, dünner Wind und eine segnende Hand entgegen. Aus jungfräulichem Mund tönte es lippenwarm:

„Da—acht uns das Kindlein wie—legen —

Das Herz zum Kripplein wie—legen... „Gloria popola...“

Und es war mit einemmal, als wäre ein frierender Weihnachtsengel vor das Tor geflogen gekommen. Aber neben der fingernden Gestalt stand ein schneufarber Schutzmantel mit überhöhtem Vollbart, der mit einer stacheligen Helmrippe alle himmlische Botenschaft wie ein Vithabeller von ihr abzog.

Auf seinem abendlichen Dienstgang stürzte ihm aus einem Hausgang der Kutscher eines Brautwagens entgegen: „Wachmeister, bei mir im Stall liegt ein Frauenzimmer auf dem Stroh zwischen zwei brennenden Kerzenlichtern... schon zweimal kam sie auf unsere Küchentürschwelle und kündigte die Geburt des Menschensohnes an, den sie geboren wird.“ Er lief mit dem Kutscher in den Stall zurück und — da stand die Futterrippe schon in hellen Flammen. Er löschte das Feuer mit seinem Mantel... während das Frauenzimmer auf dem Fensterbrett stand und mit geweiteten Armen in den Hof hinaus sang: „Ich verkündige euch eine große Freude...!“

Da nahm er das Weib und brachte es hierher. Und der Pförtner der Klinik führte die Singende zum Assistenzarzt, der heute den Nacht-dienst hatte.

In dem engwandigen Sprechzimmer roch es nach gebratenen Kefeln, angebranntem Tannengrün und tropfendem Bachs. Der Doktor klopfte eben mit dem Perkussionshammer einige Mandeln auf, als die beiden eintraten.

„Ich verkündige euch eine große Freude! Heute nacht...!“

„Wie heißen Sie, mein Kind?“

„Maria.“

„Und wer sind Sie?“

„Ich bin die Magd des Herrn! Heute nacht...!“

„Die Magd des Herrn...!“ unterbrach er sie verständnisvoll und zog ein Aufnahmeformular aus dem Schubfach.

Dann suchte er Pupillen, Schleimhaut und Sehnen nach Re-legen ab und fragte nach dies und das, indessen sie schon wieder zu summen begann: „Da—acht uns das Kindlein wie—legen...“

„Da, wo haben Sie denn das Kindlein...?“

„Hier liegt doch, hier auf meinem Arm...! Hier wiege ich das goldene Jesuslein... „Gloria popola...“

„Und wie lange schon wissen Sie, meine Maria, davon?“

„Zuerst, da kloppte es an die Türe, mit Händchen und mit Füßchen. Es wiperte vor dem Fenster, es lachte durch die Wand, es trabbelte über der Decke — an dem Fensterglas zeigte es seine frohgelebten Voten...“

„Und wie kam es auf Ihre Hand?“

„Ich roch den Duft des heiligen Geistes... Es duftete die ganze Nähstube, lieblicher als wie die Pfefferstuden, wenn sich seine Damen die Haare waschen lassen...“

„Ja, aber dann?“

„Da, und bald darauf wurde ich vom heiligen Geist gebissen. Und es tat gar nicht weh!... Goldene Sonnenstrahlen fielen in mein Haar... Und der himmlische Geist schüttelte meinen Leib. Da nahm das Jesuslein von meinem Arm Besitz... Und jetzt muß ich es wiegen... Singen Sie doch auch mit, schöner schwarzer Herr!“

„Aber ich seh doch gar kein Jesuslein auf Ihrem Arm. Das bilden Sie sich nur ein und...“

„Selig sind die, welche nicht sehen und doch glauben.“

„Aber meine liebe Maria, warum sollte gerade das Jesuslein auf Ihren Arm zu liegen gekommen sein?“

„Bei Gott ist kein Ding unmöglich!“

Da sah der Assistenzarzt auf eine Weile allen Widerspruch ent-träftigt. Und es war ihm, als wäre auch er schon in den Zauber dieser Nacht gefunken. Und alle wissenschaftlichen Perspektiven traten in ihm zurück. Nur ein leises Klüffern funkte durch die heilige Stille der geweihten Nacht zwischen den beiden hin und her.

Und seine Hand schrieb wie im entrücktesten Traum auf den Fragebogen nur die Worte:

„Maria Immaculata.“

Dann führte er die Kranke in den Saal, der über dem Dauerbad lag. Warm überschneit stand Bett an Bett. Eine Manische sprach im Schlaf. In der Saalede lag die Wächterin Rosa, die mit Bitrial gurgelte. Neben sie hatte man eine fleißigjährige Zeitungsträgerin gebettet, die sich als Nichte der heiligen Anna ausgab und bei den schlafenden Jüngern am Delberg-Jugendstern war. Auf ihrem Nachtkästchen lag noch das Weihnachtsgeschenk der Klinik: drei Kefel mit Vestuchen und Briefpapier...

Maria hielt sich da die Schwester zu ins Bett brachten, den Engeln bedient. Ueberall um sie her gewahrte sie streichelnde Hände. Der Wasserhahn der Badewanne sang mit ihr zu ihrer seligen Kunde.

Nach immerzu wiegte sie ihr Jesuslein mit Gloria popola vor sich her. Die Wände des Saales wurden zu Glas, da sie sitzend im Bette um sich sah. Aus den Nachtlampen floß Himmelsblut. Ueber ihrem Haupte bekam die Decke des Raumes ein lichtgerändertes Loch, von dem aus ein leuchtender Schacht aufstieg — schaurigete in den Himmel hinein. Wie ein Dornstachel erhob sie sich aus ihren Kissen und sang aus ihrer letzten Tiefe über die Betten hin:

„Fürchtet euch nicht... ich verkünde euch eine große Freude... Heute nacht habe ich euch den Heiland geboren... „Gloria popola...“

Traumförmig haben sich einige Köpfe zu ihr emporgewandt. Marias Singen brachte diesen Seelen das Glänzen des Weihnachtsbaumes nah, den ihre Klänge vor etlichen Stunden aus dem Theateraal der Klinik zu sich hinein genommen hatten. Einige kamen leise mit... Und da die Schwester Olga besorgt durch den Saal huschte, wurde das Weib ihrer Haube zu wehenden Engelsflügeln. Wind ging durch die Fenster... Alle empfanden den Duft von Weihrauch und Myrrhe. Es war, als wäre der Krankensaal zu einem Hoch-altar emporgewachsen...

„Acht uns das Kindlein wie—legen...“

Das Herz zum Kripplein wie—legen...“

Und das Singen und Summen wuchs zum Chor an. Alle lüfteten sich die Hände, auf denen die Jesuslein lagen... Einige legten ihn ihre rotbadigen Kefel hin, andere wickelten ihr Knäblein mit Brom-tabletten ernähren... Und die Wächterin zerriß ihr Voten, um Windeln für das heilige Kind zu haben...

Die Schwestern rannten mit Kompressen von Bett zu Bett. Man gab Maximaldosen, aber nichts half. Es gab nichts, das hier noch helfen wollte. Es wurde vergessen, die Türen hinter sich abzuschließen... Und die Kranken durchliefen die Säle wie D-Jäger.

Bald gab es kaum einen Raum mehr, in dem nicht das Jesuslein mit Wiegern und Ciapopelatsingen eingekerkert wäre. Ueberall war es noch einmal Weihnacht geworden — aber diesmal bis in den tiefsten Urgrund der Seele hinab. Und alle umarmten sich, küßten sich und nannten sich Brüder und Schwester.

Es war Morgen geworden, bis es den Arzt und dem Pflegerpersonal gelang, die von der Schneiderin Maria beehrten Kranken in einzelnen Räumen zu isolieren. Maria fand man mit glasigen Augen auf den Stufen zum Heizraum sitzend, da der Morgen schon über den frischgepulverten Schnee an die Fenster kam.

Von allen übrigen Kranken war von Stunde zu Stunde immer

Anton Schnack: Cattaro

Ein feiner Kenner Dalmatiens malt hier die Bucht und die Stadt, die durch „die Matrosen von Cattaro“ bekannt geworden ist.

Ich erschreke: das Schiff hat angelegt, die Ir- und wirrlichen Boche di Cattaro sind zu Ende und werden von den Bergen wie ein Saft abgeköpft. Der Eindruck ist jäh, fast schmerzhaft; weißglühend zerreißen trostlose, breitartige und unerwartete Felswände den ausgelachten Himmel. Kaum ein Grün im Geröll. Tiefe Kissen. Abfallend wie Stahlplatten. Nach herunterschließend. Unweigerlich kalt, nackt, fahl, weißer Stein.

Drei Viertel des Jahres feiert die Sonne gegen die Glaswand des Felsgebirges, das graum und schön zugleich ist, Bfcl für Bfcl, die herunter in das düstere Cattaro Beck und Schweiß fallen lassen. Wie ein Riesenvogel host es am Stod des Steins, greulich zerrupft, mit altem Gesicht, ausgelassen, ausgelugt, schwarz und schattenlos, eine tote Stadt.

Eine Riesenspinne hat hier ein steinernes Spinnennetz gezogen, in das die Vöcher der Gassen und Tore stechen, gerade so breit, um hindurch zu schleichen. Es ist lautlos in ihnen. Mein Schritt ist oft allein. Ich komme zu Treppen, und diese Treppen sind wie geschliffen und machen den Eindruck von Eis. Kaum legt sich der Fuß darauf, rutscht er ab. Vöcher die Türen. Vöcher die Fenster. Da sie offen sind, strahlt der Blick in ein unabstufbares Dunkel. Wer aufsteigt in einem solchen Höllequadrat, hat ein verkleimtes Gesicht, eine bleiche Farbe, ein traumloses Auge; so eine Grabeslust in den Lungen, muß die Körper verhungeln. Darüber der ruckelnde Himmel, der auf die Dächer sich feuert und den Kaltewurf an den Mauern senkt.

Es ist unglaublich, wie diese Stadt mit finsterner, eingedrückt und schmuckelodener Brust sich gegen den Saphirglanz der Bucht wirt, die bald grün wie Gletschermasser ist, bald blau, und dem Himmel, ohne Wolkenszug, ohne Dunst und Nebelstreifen, in seiner Durchsichtigkeit nicht nachsteht.

Es ist unerhört, wie sich menschliche Energie an die Bergwand gehängt hat: von der Stadt an laufen die Mauern die Wand hinauf, in großen Jizackspringen hin und her, geradezu, und umtreiben in einer schwindelnden Höhe von 300 Meter den Berg, um sich wieder mit Ausbuchtungen, Lören, Türmen und Kapellen fast senkrecht auf die andere Seite der Stadt zu stützen. Ein riesenhaftes quadratisches Schwalbennest hängt in der Luft. Die verbissene und kalte Grausamkeit der Bergwand ist durch dreifaches Mauergefüge noch unzugänglicher gemacht. Das hängt und fällt nicht ab, obwohl die Erdstöße mit ihren Hämmern schon darauf herumtrollen.

Man hat sich hier abgewürgt. Die Völker sind in diesen Feuer- und Felskessel geströmt, um sich zu peinigen. Unergründlich ist mir der Kampf, der durch die Jahrhunderte hindurch um dieses sahe, in die Erde gedrückte, glanzlose Kest entbrannt ist. Eine lange Kette von Interessengegenständen, von Ueberfällen, von Plünderungen, von Besitzergreifung, von Brandschakungen, verbindet den römischen Legionärsfeldzug mit dem Infanteristen von E.H.S. Immer wieder ist hier Europa mit Affen zusammengeprallt. Römer, Griechen, Tataren, Serben, Türken, Benegianer, Ungarn, Booniaten, Desterreicher, Franzosen, Russen, Engländer, Montenegroirer warfen sich herein, warfen sich hinaus, zerstörten an der Stadt, bauten an der Stadt, legten sie aus wie ein Bolzup einen Fisch mit Genuß und Behagen vom letzten Bluts- und Saittropfen entleert.

Drei Dinge erschrecken mich sehr: die Herden der Kagen, die Soldaten, die alten Frauen.

Kein Bild um eine Ecke, kein Bild empor an einer Hauswand, kein Bild in ein Fensterloch ohne von einem grünen, giftigen und blühenden Tierauge getroffen zu werden. Diese Kagen haben nichts Gepflegtes, Deutschfamiliares, Vertrauliches und Zahmes, es sind Gespenster, weißer Rubin zu Hause, die Begleiter irgendeines unsichtbaren Dämonen, der seinen Thron im Verfall hat. Die Treppen sind überlagert von ihnen, auf allen Fensterbänken leben sie wie Ajsah, es sind elende Körper, langgezogen von Hunger, stöckig und rüdig, mit vertrockneten Haaren und vom Grund gepiegt, fahel, mit gestäubtem Schwanz, grau und schwarz wie die Asche, in der sie sich in den Schlaf buehlen; gedrückt und geduckt hüpfen sie die Treppen herunter, vorbei an den alten und freudlosen Kindern, die mit wissendem Gesicht wariles die Hand noch einem Dinar hinhalten.

Die Stadt ist eine Babe voll Soldaten. Tritt um Tritt. Um die Weintische haben sie sich mit breiten Armen herumgelegt. Das Schiff hatte über 100 junge Mädchen an Bord. Sie können sich nicht satt an ihnen fressen. Sie hocken auf den Treppen, sie kinneln an den Lören. Sie hängen ihre Köpfe aus den schmalen Maueröffnungen. Am Duellbach tntet ein halbes Dugend nieder und läuft. Alles Bauerngeflüster, man hat ihnen noch nicht viel abgeklüffelt, ihr Tritt ist groß und schwer wie der Tritt des Achsen am Bfug, hinter dem sie hergingen. Ein Büschel Grün hinter dem Ohr. Eine Blume zwischen den Zähnen, Hand in Hand oft: ihre Rostität begaubert, sie

mehr das Jesuslein vom miedenden Arm abgeglitten und vergessen worden. Maria aber fühlte die gewichtlose Frucht auch den Tag über noch auf ihre Hand gelegt. Sie gab ihm Süppchen und Brot und wachte und lachte mit ihm.

Nachmittags bekam Maria Besuch. Sie sagte zur Pflegerin, daß es der Engel des Herrn sein werde oder die drei heiligen Könige.

Über vor der Tür stand der Buchbinder vom vierten Stod, der mit der Schneiderin Maria Zimmer an Zimmer gewohnt hatte. Vom Wachmeister hatte er über die Gellechte alles erzählt bekommen.

Jetzt drehte er den Rand seines Hutes zwischen den Fingern hin und her und fand kein Wort, das er ihr hätte sagen können. Aus der Taille zog er eine lackierte Haarspange, ein Brenneisen und ein Paar Schühchen.

Sie aber streichelte sein Haar und hob ihre Lippen nahe an sein Ohr: „Uns ist ein Kind geboren...!“

Da lachte er wie einer, der noch an Wunder glauben kann und trat für einen Augenblick lang in den Bann ihrer wirren Freude. Und so, daß er voll Gnade und Demut nach ihrem Munde suchte, der halb küßend, halb singend in ihn hineinsumme:

„Da—acht uns das Kindlein wie—legen...“

Und dann, wie aus einer anderen Welt hervor:

„Es ist nicht dein, es ist nicht mein...“

Es ist das goldene Jesuslein...“

Gloria popola...!“

Und schon schritt Maria in ihre Kammer zurück. Und er nahm voll Behmut wie Christbaumzweig die silbernen Fäden einer hehlichen Freude von seiner Seele ab...

machen den Geist lächerlich, für den sie den Drilich anhaben. Ihre Anie hat die Hitze eingeatmet, sie haben keine Gebärde, die an Mars erinnert. Es sind verkleidete Bauern, Hirten oder Holzjäger.

Am Kai ist die Markthalle. Hausen von Honigklumpen, die sich als goldgelbe, frischgeplünte Feigen entpuppen, aus denen die Sonne einen rotaroten jähren Saft gefodet hat. Kleine Berghügel von blauen und schwarzen Trauben. Körbe, die auseinandergeborsten sind und weiße Trauben in perligen Kasfaden übereinanderstürzen, giftgrüne Ägeln der Wassermelonen, Latinja genannt, die, aufgeschlitten, ein wässriges, loteres, rofanes Fleisch zeigt, durchzogen von Schnüren ebenholzschwarzer, glänzender Glackterne.

Die Bauern dahinter sehe ich mit an: halbe Türken, riesige Hinterteile in den blauen Pluderhosen, mit dem Geruch von Jiegen und Böden im Wams, schuppigt der rote Feg auf einem Ohr. Pflanzenhaft haben sich ihre Beine zur Hoderstellung verwickelt. Stoisch thronen sie auf dem Boden. Schwellend. Kaum bewegt. Manchmal ein wenig an der Zigarette fingernd, die sie blühschnell wickeln. Ihr Bergauge schneit aus dem Winkel wie ein Vogelblitz, verachtend, dumm, erstaunt, kalt, nicht abzutaufen.

Der Kai ist arm an Schiffen. Die Bucht liegt da, ein wenig unruhig in einem Nachmittagszug, der von den Bergspitzen drückt, und bligt, wo die Sonne darübersteht, wie geschmolzener Bleisatz. Ein gestrandetes Schiff, Kiel oben, auseinandergebröckelt, liegt im leichten Wasser. Riefenhafter Fischschleib aus der Ferne, dem die Flossen abgeschlagen sind. Es liegt da seit Jahren. Es wird morgen da liegen. Es wird in einem Jahre noch da liegen. Niemand kümmert dieser Leichnam aus Kost und zerfprungem Holz. Das Wasser gluckt um es herum und die Buben der Schiffsnachte werfen von ihm ihre Ängeln aus.

An der Hafenstraße stehen die Autos für die 32 Staubserpentinien über die Plante des Voocen und des Golo Brdo. Teuflich nervwegen ist die Fahrt nach Cetinje und über die wilde Sonnenhochfläche des Dorjes Nigoss.

Ein kleinerer Schlaf hat die Stadt eingeschweifelt: die Häuser haben tote Augen, die Türen sind zu und andere scheinen es zu sein, weil sie ganz schwarze Gänge haben. Der wachhabende Soldat vor einem Tor kann sich kaum auf den Beinen halten. Die Gasse sind wie Schlacken, weihglühend, eben ert aus einem Kessel gepiecen. Das Bergmassiv des Voocen hat den unerträglichen Schein einer Glaswand. Grausam, ein lingebeuer, bereit zu einem Zuschlag, wölbt es seinen Tierbudel aus Stein in die fahle, ausgelochte Luft.

Gut, daß das Schiff zur Abfahrt tutet. Ich sehe das andere Her, es ist grün und scheint mit seinen Gärten in das Meer zu fließen...

Die Dattel unter dem Weihnachtsbaum

Auf dem Weihnachtsteller finden sich neben den allgewohnten Kefeln und Küssen auch vielfach Datteln, und auch diese gehen auf einen uralten Brauch zurück. Zu keiner Jahreszeit werden soviel Datteln gekauft wie zu Weihnachten. Warum dies geschieht, davon erzählt Walter Ködner in Reclams Universalum. Auf einem der schönsten Werke Martin Schongauers, dem Kupferstich der „Ruhe auf der Flucht“, findet sich die Darstellung einer Dattelpalme, mit der sich Botaniker und Volkstumbler viel beschäftigt haben. Wie kam der altägyptische Meister zu der Wiedergabe dieses exotischen Baumes, den er nie gesehen, und warum durfte die Dattelpalme auf diesem sonst so deutschen Bilde nicht fehlen? Der Baum ist seit jeher ein Sinnbild des Morgenlandes und eng mit den Vorstellungen vom Paradiese verknüpft. Die Verbindung der Paradiesvorstellung mit der Dattelpalme geht in die ältesten Zeiten der Kultur zurück, denn die Heimat dieses Baumes ist ja wohl in Mesopotamien zu suchen, das auch die Stätte des Paradieses ist.

Die Dattelpalme, eine der ältesten Nutzpflanzen, ist bereits in altägyptischer Zeit in Zweifelsland in Kultur genommen worden und wurde wahrscheinlich von den Sumerern aus Vorderindien mitgebracht. Die Entwicklung der Riesensäfte des Altertums, Babylon und Ninioch, beruht auf der Dattelpalme, die in den Datteln die besten Lebensbedingungen fand und als heiliger Baum verehrt wurde. Erst verhältnismäßig spät, ums Jahrtausend vor Christus, kam die Dattel nach Ägypten, und sie ist noch heute in ganz Nordafrika und Arabien, ebenso wie in Palästina die wichtigste Nutzpflanze: die Früchte sind das Hauptnahrungsmittel, die Dattelfrüchte dienen als Viehfutter und Säugetierfutter, der Stamm liefert Nageholz, aus den Dattelfrüchten werden Matten geflochten, die jungen Blätter geben ein wohlschmeckendes Gemüse, der Saft des Stammes wird zu Palmzucker und Palmwein verarbeitet, und aus den minderwertigen Früchten werden Dattelsirup, Dattelschnaps und Dattelfeffer gewonnen. So mußte also dem christlichen Mittelalter die Dattelpalme als das heiligste Symbol des Orients erscheinen, und die Darstellung der Schur Christ erhielt eine besondere Romantik durch die Anbringung dieses exotischen Baumes, der sich auf allen größeren Krippendarstellungen findet.

Fridericus Rex

Judenfreund und Republikaner

Friedrich II., weiland König von Preußen, sieht plötzlich wieder einmal auf der Leinwand, die zwar nicht die Welt bedeutet, aber doch für die politische Welt heute eine erhebliche Bedeutung hat. Aber wir wollen unsere Kenntnisse nicht aus Schulgeschichtsbüchern und „historischen“ Filmen schöpfen, sondern aus zeitgenössischen Berichten und den eigenen Worten des Dargestellten.

Anton Balthasar König, ein gewissenhafter Chronist und Berichter seiner Könige, berichtet über das Jahr 1755, das Jahr also, in dem die Vorbereitungen Preußens für den großen Krieg getroffen sein mußten: „In Rücksicht des preussischen Münzwesens war diese Periode äußerst merkwürdig. Der König hatte nämlich mit den Juden Ephraim, Fremdel und Kompagnie einen Kontrakt wegen Uebernahme der Ausprägung der Landesmünzen zu Königsberg, Breslau, Glogau und Marien geschlossen; da er aber fand, daß die Silberpreise und der Wechselkurs dadurch gestiegen waren, auch der Handel merklich beeinträchtigt zu werden anfing, weshalb sich denn auch Klagen äußerten; so beschloß er, gedachten Kontrakt aufzuheben und gab die sämtlichen Münzen in den preussischen Staaten in die Hände der Juden Herz Moses Gumpertz, Moses Isaac Sigis und Kompagnie. Es ist bekannt, daß der Wohlstand verschiedener jüdischer Familien bei dieser Unternehmung sehr zuzunehmen anfing. . . . Inzwischen ist auch gewiß, daß der Kontrakt zur Erreichung seiner Absichten, damals nur unter der jüdischen Nation Werkzeuge finden konnte und fand, auch daß unter den vorhandenen christlichen Kaufleuten keiner weder Mut noch Willen hatte, sich auf diese Sache einzulassen. Dies äußerte sich besonders in den nachmaligen Kriegsjahren, wo das Münzwesen bloß durch jüdische Hände zum Vorteil des Königs betrieben wurde und davon ich an einem Orte reden werde.“

Es ist bekannt, daß im Laufe des Krieges der innere Wert der preussischen Münzen sich erheblich verschlechterte oder vielmehr verschlechtert wurde; es trat nach heutigem Sprachgebrauch eine „Inflation“ ein. Die gleiche Masse Münzmetall, die früher 5 Taler ergeben hatte, lieferte in den zuletzt ausgegebenen Groschenstücken 15 Taler! Natürlicherweise gab man vielfach den Juden hieran die Schuld. Es kam sogar zu allerdings harmlosen antisemitischen Kundgebungen. So fand beim Einzuge Friedrichs nach dem Siebenjährigen Kriege ein Wilhelm Beißel, der ein erleuchtetes Schwein mit den leuchtenden Worten „Pour Ephraim!“ das Friedrichsdröckchen trug und Großes von sich gab, an seinem Hause anbrachte. Rüter von Zimmermann, der berühmte Arzt, der den König auch in seiner letzten Krankheit behandelte, erzählt uns diese Geschichte und bemerkt dazu: „Trug, Wahn und Unwissenheit ist aber dies alles. Diese berühmten jüdischen Kaufleute waren bloße Münzlieferanten; und sie hatten auf den Realen, die sie in die Münze lieferten, nicht mehr Gewinn als acht von Hundert. Durch die Einwechslung allein konnten sie sich Vorteile verschaffen. Aber den großen Gewinn bei der Erhöhung hatte bloß der König oder, besser zu reden, das bedrückte und einseitig drohende Staatsgebäude der preussischen Monarchie.“

Anfang der finanziellen Misere der jüdischen Kaufleute konnte also Fridericus Rex sieben Kriegsjahre durchhalten und wurde Preußens Held. Hören wir, wie er selbst über das Kriegsheldentum dachte: „Mut und Gewandtheit“, schreibt er im 6. Kapitel des Antimachawell, „finden sich ebensowohl bei den Straßenräubern wie bei den Helden. Der Unterschied zwischen beiden besteht nur darin, daß der Eroberer ein erleuchteter Räuber, der gewöhnliche Straßenräuber aber ein abstrakter Epigone ist. Dem einen wird als Lohn für seine gewalttätigen Weisheiten und ein Vorberufung zuteil, dem anderen der Strick.“

Im gleichen Buche äußert sich Friedrich auch über ein heute sehr zeitgemäßes Thema, nämlich über die Herrschaft eines Diktators. Diese Bezeichnung ist übrigens nicht ganz richtig, denn der Diktator war in der römischen Republik nur ein Beamter, den die Volksoberleitung zur Erledigung einer bestimmten Aufgabe mit besonderen Vollmachten ausstattete, wenn der Staat in Gefahr war, und der nach der Wiederherstellung normaler Verhältnisse sein Amt wieder abgeben mußte. Für einen Menschen dagegen, der gewalttätig die Alleinherrschaft an sich reiht, ist die richtige Bezeichnung „Usurpator“. Ueber solchen „starken Mann“ urteilt Friedrich: „... denn welche Eigenschaften man auch immer dem Usurpator zuschreiben mag, so wird man mir doch zugeben, daß die Gewalttat, durch die er sich zur Macht aufschwingt, eine Ungerechtigkeit ist. Was kann man von einem Menschen erwarten, der gleich mit einem Verbrechen anfängt, wenn nicht eine gewalttätige und tyrannische Regierung?“

Spricht sich Friedrich hier gegen die diktatorische Gewalt, herrschaft aus, so überläßt er uns im 9. Kapitel deselben Buches mit einer ausgezeichneten Begründung des Wertes der „Republik“. „Kein Gefühl ist von unserem Wesen unzertrennlicher als das Freiheitsgefühl. Der höchstentwickelte Mensch und der roheste Naturförm sind gleichermaßen von ihm durchdrungen, denn da wir ohne Freiheit geboren werden, so wollen wir auch ohne Zwang leben. Dieser Geist der Unabhängigkeit und des Trostes hat so viele große Männer auf Erden hervorgerufen und die Verfassung der Freistaaten veranlaßt, welche eine Art von Gleichheit unter den Menschen herstellt und sie dadurch dem natürlichen Zustande näherbringt. . . . Wie wird man wahrhaft freie Republikaner werden können, sich einen Herrn zu geben, auch den besten nicht, denn sie werden stets antworten: Besser von den Geseßen als von der Laune eines Menschen abhängen. Die Geseße sind in ihrem Wesen gerecht; sie sind das Heilmittel gegen unsere Lelbel, dieses Heilmittel verwandelt sich in den Händen dessen, der nur zu wollen braucht, gar zu leicht in ein tödliches Gift. Ueberdies ist die Freiheit ein Gut, das man bei der Geburt mitbringt; aus welchen Gründen also — sagen die Republikaner — sollen wir auf dieses Gut verzichten?“

Nun könnte man vielleicht annehmen, Friedrich habe solche Ansichten gehabt, solange er selbst noch nicht König war. Inzwischen finden wir auch in späteren Jahren noch ähnliche Äußerungen von ihm. Noch während seiner letzten Krankheit hatte er mit dem erwähnten Leibarzt Zimmermann, der aus der Schweiz stammte, folgendes Gespräch: „Wißt es in der Schweiz noch Abkömmlinge der ersten Stifter der Republik?“ Dies wußte ich nicht. Aber ich wußte, daß schwanke Antiquar den König mißfielen. Also antwortete ich lech: nein! — „Wilhelm Tell war ein großer Wohltäter seines Vaterlandes.“ — Er und seine Gefährten erzielten der Schweiz die größte Wohlfahrt, die man seinem Vaterlande erzielen kann: wir verdanken diesen heroischen Männern unsere Freiheit! — „Ich liebe sehr die republikanischen Verfassungen.“

Die Angehörigen. Es scheint fast, daß es jetzt mehr Leute gibt, die wieder lesen noch schreiben können, als vor dem Kriege. In Frankreich zum Beispiel soll es 40.000 junge Menschen geben, die nicht einmal das A-B-C kennen. Sie waren in den Jahren 1914 bis 1918 noch sehr jung und haben in den Kriegsjahren keine Schule besucht. In Paris sollen 3,33 Proz. der Großkinder Analphabeten sein, in Leningrad sind es 14 Proz., in Moskau 22 Proz., in Barcelona 29 Proz., in Rom 10 Proz., in Budapest 4,76 Proz., in Wien 2 Proz., in Kiew sollen es sogar 45 Proz. und in Leningrad 82 Proz. sein. In Prag zählte man 0,69 Proz. und in Berlin 0,43 Proz.

Die Herberge der Metzger

Von Max Dorlu

Draußen schneit es nicht, nüt, draußen regnet es. Gar kein Weihnachtswetter — sondern ein richtiges Schnuddelwetter. Die Handwerksburschen sind heute nah geworden: am Budel, an den Füßen — moll überall! Aber Humor war doch bei den Metzgerbrüdern, denn — heute abend ist Weihnacht; und da sind wir in der guten Herberge von Vater Siebenjam. Sowohl — in der Metzgerherberge! Und es geht lustig zu: Vater Siebenjam steht schamgelad hinterm Tresen und zapft Bier ab — und seine beiden Töchter, die Gretel und die Liesel, die tragen Essen auf. Jeder zugereiste Metzger bekommt heute 'n Trumm warme Fleischwurst, mit Kartoffelsalat und mit 'nem ordentlichen Knaden Brot. Dazu bekommt dann jeder noch zwei Schoppen Bier und zwei Zigarren. Und fröhliche Weihnacht! Donnerwetter, das läßt sich leben — da liegt auf jedem Teller voll 'n halb Pfund Würstchen. Wer bezahlt denn das alles? Wer ist der edle Spender? — Ja, Junge: rot einmal? — Wie soll ich raten? — Das hier bezahlt der Verband, der Verband der freien Metzger bewirkt seine wandernden Kollegen. Nur einmal im Jahr ist Weihnacht — und heute soll 's jedem wandernden Knappe gut gehen. — Joho, die beiden jungen Burschen da im Eck sind aber gar nicht im Verband drin — schüchtern schieben sie die Teller beiseite: Grünlein, Sie haben sich geirrt? — Aber da ist auch schon Vater Siebenjam zur Stelle: Oh was, da is nig geirrt, auch ihr bekommt euer Weihnachtessen — wenn ihr auch nicht im Verband drin seid, deshalb seid ihr doch Kollegen — langt zu: laßt es euch schmecken.

Sagt einmal, wo steht denn der Weihnachtsbaum, wo brennt er denn? Weihnachtsbaum — der ist hier in der Metzgerherberge keine Sitte — da ist Vater Siebenjam lange drüber hinaus. Aber euer Grünes habt ihr zu Weihnacht doch — da, die Gretel und Liesel räumen die leeren Teller ab — und auf jeden Tisch kommt ein Strauß Tannengrün, mit roten Rosen drin, mit Rosen aus Seidenpapier, die haben Vater Siebenjams schöne Töchter selbst gemacht, das tatet sie schon als Kinder — sie tun's noch heute als Jungfrauen. Freut euch drüber, Freunde! Tannengrün mit roten Rosen. Eure Weihnachtsbäume steht ihr schließlich auch jeden Tag — draußen, auf der Walze, fast jeden Tag kommt ihr durch 'n Stück Tannengrün, die Tage sind kurz, die Märkte sind lang — droben überm Tannengrün brennen die ewigen Sterne. Grün und Gold — der Wald, Hoffnung und Verprechen! Aber was soll einem alten Metzgerherzen groß versprochen werden? Wenn du mal über fünfzig Jahre alt bist — welcher Kräuter stellt dich dann noch ein? Und wenn die festig bist und wenn die festig bist? Ach, denke nicht dran — heute is Weihnacht. Prost, Großvater — sagt die Gretel — und sie zeigt dir dabei die weißen Zähne — und der Purpur ihrer Lippen spannt sich im gültigen Lächeln. — Ja, Großvater Knappe: 68 Jahre alt und immer noch auf der Walze! Großvater Schorsch, dein schneeweißes Haar, wie ein weißer Kranz liegt es unter dem braunen Ledertüppchen hervor. Prost, Großvater Schorsch — die Gretel hat die den Fröhling ins Herz gelacht. Dem Schorsch wird es ganz warm in der Brust. — Und der Schorsch steht auf — und er geht hinter den Tresen — und er sagt dem Herbergswater was ins Ohr — der nicht — und die Liesel läuft davon — und die Liesel kommt wieder — mit 'ner mächtigen Ziehharmonika unterm Arm — da: Schorsch, laß hören!

Und nun spielt der Schorsch, auf der Zieha-Zieha-Zieha: der Ziehharmonika! Schorsch spielt das, was er kann — was er in seiner Jugendzeit gelernt und erlernt hat: das läßt der Schorsch hören! Da klingt das alte Trüpfel auf, das Lied aus der Zeit des Bismarckischen Sozialistens: Wir sind die Arbeitermänner, das Proletariat! Die alten Kollegen stimmen mit ein — die jungen Kollegen singen zur alten Melodie einen anderen Text: Wir sind die junge Garde! Ruhe, Pause. Und nun holt der alte Metzger Schorsch tief Atem — dann zieht er die Bimmertomode weit auf — und dann läßt er die Finger spielen — ein Präludium — und dann setzt das Weihnachtslied aus den achtziger und neunziger Jahren ein — wie es damals die Sozialisten sangen, horcht: Schorsch singt! Zur Musik!

Das größte Museum der Welt

Von Dr. K. Lilcke

Trotzdem wir Europäer auf dem Gebiete des Museumswesens schon eine mehr als 2000jährige Vergangenheit haben — sofern man die antiken Tempelsammlungen als Vorläufer unserer modernen Museen betrachtet — sind wir auch auf diesem Gebiete bereits von den Amerikanern überflügelt worden und zwar insoweit, daß wir sie wohl nie wieder einholen werden. Auf die Besuchsziffern amerikanischer Museen kann jeder deutsche Museumsdirektor nur mit Neid blicken. Amerikanische Mittelstädte erreichen Besucherzahlen, höher als die aller Berliner Museen zusammengenommen und mit den Museumsstatistiken der amerikanischen Großstädte können wir schon gar nicht konkurrieren. Das größte naturkundliche Museum und gleichzeitig das größte Museum der Welt überhaupt ist das „American Museum of Natural History“ in New York. Diese gewaltige Sammlung läßt alle umfragen an Umfang und Bedeutung weit hinter sich. Ihre Schauläle bedecken nicht weniger als 36.400 Quadratmeter! Unsere drei Berliner naturkundlichen Museen, das Museum für Vögelkunde, das Botanische Museum und das Museum für Naturkunde haben zusammen 15.000 Quadratmeter Schauläle und das größte deutsche Museum, das Museum für Naturkunde allein, weist nur 7200 Quadratmeter Fläche auf. Dabei ist das American Museum noch längst nicht fertig, es wird nach den heutigen Plänen etwa dreimal so groß werden.

In der Organisation der Sammlungen und in der Art des Gebotenen unterscheidet sich das American Museum nicht so sehr — höchstens durch die Fülle — von unseren Sammlungen. Wesentlich anders sind aber die Methoden, mit denen die Sammlungen dem Publikum zugänglich gemacht werden. In dieser Hinsicht sind die amerikanischen Museen überhaupt für die unsrigen vorbildlich. Es gibt natürlich ausgezeichnete gedruckte Führer, die der Besucher kaufen, die er aber ebenso gut in einem Lesezimmer, wo er gefächelt zusammengestellte populäre und wissenschaftliche Literatur findet, studieren kann. Daneben legt die Museumsleitung über den größten Wert auf sachkundige Führungen.

An drei Wochentagen findet zweimal eine unentgeltliche Führung statt, für Gesellschaften, Vereine oder Gruppen von Privatpersonen steht außerdem auf Wunsch jederzeit ein Führer, — ebenfalls unentgeltlich — zur Verfügung. Daneben gibt es zu festgesetzten Stunden besondere Führungen für Schüler, denen eine Art Praktikum vorangeht. Für die Schüler der unteren Klassen werden Vorträge abgehalten, die sich an das Massenpublikum anschließen: für die Kleinsten sind Museums spiele mit Fragekästen eingerichtet, die sie durch Studium der ausgestellten Objekte beantworten können. Die besten Leistungen werden außerdem prämiert. Besondere Kurse werden für

Stille Nacht, heilige Nacht,
Überall Lichterpracht,
In der Hütte nur Elend und Not,
Nacht und Ede, kein Licht und kein Brot:
Nacht die Armut auf Stroh,
Nacht die Armut auf Stroh!

Zwischen spiel: Ha — ihr Allen, singt doch mit, unser Weihnachtslied aus der Migrationszeit. Los, singt: smelter Bers!

Stille Nacht, heilige Nacht,
Arbeitsvoll, halte Wacht,
Nacht müde mit heiliger Pflicht,
Bis die Weihnacht der Menschheit andrückt:
Bis die Freiheit ist da,
Bis die Freiheit ist da!

Bravo: ihr alten Genossen, ruft Vater Siebenjam — und er gibt seinen Töchtern 'nen Wink: her die leeren Gläser — jetzt spendiert der Herbergswater 'ne Runde. Vor fünfzig Jahren war der Jungbursche Siebenjam auch auf der Walze: die Kreuz und die Quere durch ganz Deutschland!

Und jetzt singen wir den Sozialistensmarsch. Und dann — die Internationale! Die donnert und wettet durch das niedrige Fremdenzimmer, die Tische wackeln und die Herzen flammen — die Internationale der Sozialisten und Metzger — ist es nicht unterm Gesang des Marsches: als ob die Schlachthäuser von Chicago mit — und die großen Fleischfabriken am Rio Plata singen mit — und Australien singt die Arbeiterinternationale, die großen Gefrierpaläste von Melbourne, Sydney und Brisbane — Völler, hört die Signale, auf zum letzten Geseht —

Schorch mag nicht mehr spielen. Ein junger schlanker Kollege steht auf, die Gretel hat ihm 'ne Klampfe gebracht. Jetzt kommen die neuen Lieder: Wenn wir schreiten Seit an Seite — Das sind die Lieder der Jungen, wie sie die in der SA gelernt haben. Schöne Wanderlieder — leider viel zu wenig Kampflieder! Der Schorsch haut mit der Faust auf den Tisch: Es ist schon so, der Jugend ist zuviel ohne Kampf in den Schoß gefallen: Republik, Befreiung der Soldatenfront — die Jungen, die Jungen, es steht an Kampfgeist!

Aber is nich wahr — daß die Jungen keinen Kampfgeist hätten, und is auch nich wahr — daß die Jungen keinen Kameradengeist hätten — Da, durch die Türen kommen sie herein, die jungen Metzgergesellen, die in der Stadt in Arbeit stehen — an die zwanzig — dreißig Mann kommen herein — lüne Gesichter, blanke Blau, braune und schwarze Augen — die Minder energisch, die Stärken frei und hoch — das hier, das ist die junge Garde vom Schlachthof und von der Wurstfabrik — die hier lassen sich von keinem Meister ein F für ein J machen — die hier haben ihren eigenen Willen und ihr eigenes Arbeitsgesetz, die hier sind stark — weil sie organisiert sind — die Meister achten ihre Gesellen, weil sie Respekt vor der freien Organisation haben! Und die jungen Arbeitskollegen bringen 'n Wochstort mit — da is Wurst drin, Leber- und Blutwurst und Knoblauchwurst — so: Wandergesellen, das sollen wir euch vom Meister Berg bringen — dem alten Verbands- und Parteigesellen, wenn er auch Meister und selbständig ist, so ist er doch immer noch ein treuer Kollege und Genosse —

Dann später springt das Gramma an: Walzer und Schieber und Tango — die jungen Metzgerburschen rücken die Tische beiseite — tut der Gretel und der Liesel jeder 'ne rote Rose ins Haar, die selbstgemachten — und dann, schiebe-schiebe-tum: dreh dich um! Die Weihnachtsburschen tanzen mit den Freiheitstöchtern, rote Rosen im Haar. Draußen regnet es — hier blüht der Lenz, die Jugend! Die Alten aber — na, Kollegen, steckt euch noch 'ne Zigarre an — am Ende ist das ganze Leben nur Feuer und Rauch, Feuer in der Jugend — wenn man alt wird, dann qualmt es. Aber fröhliche Weihnacht für alle: Seid umfakungen in Freude! Das Leben is kurz — die Freude noch kürzer.

blinde Schüler abgehalten, die dann Gelegenheit haben, das Unterrichtsmaterial zu besellen. — Andere Veranstaltungen, Vorträge usw. werden außerhalb des Museums abgehalten. Für diejenigen Lehrer, die ihren naturkundlichen Unterricht im Museum selber abhalten wollen, stehen Klassenräume zur Verfügung.

Im Jahre 1927 wurden insgesamt 281 Vorträge abgehalten, an denen 200.000 Schüler teilnahmen. — Eine besonders nützliche Einrichtung des American Museums ist der Beisehlendienst, durch den die Schulen Anschauungsmaterial in jeder Zusammenstellung kostenlos geliehen erhalten. In Glaskästen werden kleinere biologische Gruppen, ein einzelnes Tier, eine Zusammenstellung von Mineralien, ein verkleinertes Maschinenmodell, eine völkerverbindliche Miniaturgruppe usw. zusammengestellt, ein Text erläutert den Inhalt der Kästen, die von Museumsautoren kostenlos an die Schulen geliefert werden. Etwa 1200 solcher Kästen sind zurzeit vorhanden. — Ferner stehen 70.000 Lichtbilder zur Verfügung, die gleichfalls mit begleitendem Text, zu Serien zusammengefaßt, verliehen werden. Ueber hundert Filme sind außerdem zu Leihzwecken vorhanden.

Der Etat für „Volksbelehrung“ betrug im Jahre 1927 85.533 Dollar. — Im Rahmen des bei uns in Deutschland üblichen Museumsstats ist allerdings für derartige Leistungen kein Platz. Das eine kann aber nicht übersehen werden, daß nur durch wirkliche Aufbarmachung der Sammlungen für die Allgemeinheit, durch engste Fühlungnahme mit dem Publikum, aus totem Schaumaterial lebendiger Wissen- und Bildungsfakt werden kann. Die bei uns übliche Methode, das Museum zu öffnen und dann zu warten, ob sich Besucher finden, nimmt der Sammelzuchtigkeit ihren letzten Sinn.

Großes leistet das American Museum auch auf dem Gebiete der Forschung. Im Jahre 1927 hat es nicht weniger als 32 Sammel- und Forschungs Expeditionen ausgesandt, davon 14 nach Ländern außerhalb Nordamerikas. Ueberdies tun es die anderen amerikanischen Museen den New Yorkern durchaus gleich, wenn natürlich auch nicht in demselben Umfange, eigene Forschungs Expeditionen entsenden sie alle. Die amerikanischen Museumsbeamten haben also reichliche Gelegenheit zu eigener Forscherstätigkeit.

Wie groß der Vorsprung des American Museums vor den größten deutschen ist, zeigt sich am besten beim Vergleich der Besucherzahlen. In das American Museum gehen jährlich 2 Millionen Menschen, in die drei Berliner Museen zusammen nicht mehr als 120.000. Nichts beweist besser, daß unsere Museums politik auf völlig falschem Wege wandelt. Ein solch ungeheurer Abstand läßt sich auch mit Etatschwierigkeiten nicht mehr begründen.

SPARKASSE